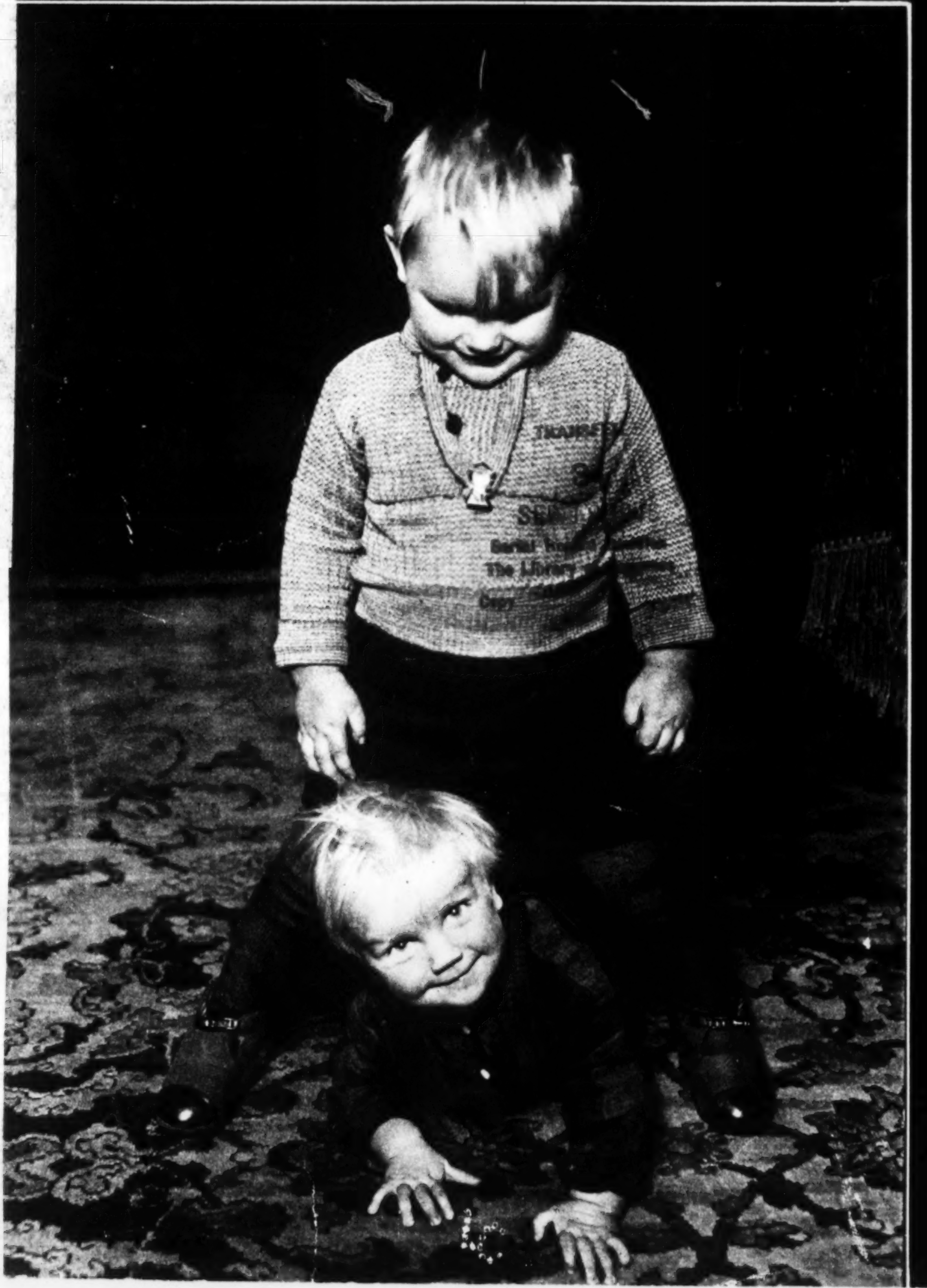
Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 1 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



Hallo, da bin ich!

Aufnahme: Heinrich Richter

Amtliche Mitteilungen

Beschaffung von Personenstandsurkunden aus dem Ausland

Im Interesse der Ersparung von Devisen hat der Reichsinnenminister zugleich im Namen der übrigen Reichsminister angeordnet, daß regelmäßig davon abzusehen ist, Personenstandsurkunden und Kirchenbuchauszüge, wie Geburts-, Tauf-, Heirats-, Trau- und Sterbeurkunden, die dem Nachweis der blutmäßigen Abstammung dienen sollen, aus dem Auslande anzufordern, wenn sie nicht den Nachweispflichtigen selbst, seine Eltern oder seine Großeltern betreffen. Bei der Anforderung von Urkunden ist nur dann über die Großeltern hinauszugehen, wenn bestimmte Tatsachen Zweifel an der deutschblütigen Abstammung eines Nachweispflichtigen begründen. Dies wird insbesondere anzunehmen sein, wenn die Reichsstelle für Sippenforschung und das Amt für Sippenforschung der NSDAP. die Notwendigkeit der Urkundenbeschaffung bescheinigen, oder wenn die Anforderung bei SS.-Angehörigen auf ausdrückliche Anordnung des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS. erfolgt. Für die private Sippenforschung kommt eine Urkundenbeschaffung aus dem Auslande vorläufig nicht in Frage. Der Stellvertreter des Führers und der Reichsführer SS. haben für den Bereich der Partei und der SS. das Entsprechende veranlaßt.

Schießsport in Volksschulen

Im Kreise Geilenkirchen im Rheinland hat eine Anzahl von Volksschulen den Schießsport eingeführt. Das Schießen findet unter Aufsicht eines Turnlehrers in geschlossenen Räumen statt. Die Teilnahme ist freiwillig. Die Unkosten werden von den Schülern selbst getragen.

Künftige Volksschullehrerinnen müssen den Haushalt genau kennen

Während ihres Studiums an den Hochschulen für Lehrerinnenbildung müssen sich die Studentinnen für das Lehramt an Volksschulen in Handarbeit und Hauswerk soweit fortbilden, daß sie sich der wesentlichen Bedeutung der Hausarbeit für die Mädchenerziehung in der Volksschule bewußt werden. Die neuerlassene Studienordnung bezeichnet es als wichtig für die künftigen Volksschullehrerinnen, daß sie die Arbeit im Haushalt möglichst schon vor Beginn ihres Studiums genauer kennen gelernt haben.

Ein oder zwei Verkehrssünder?

Nach dem Gesetz ist das Nebeneinanderfahren von Radfahrern verboten. Es ist nun die Frage aufgetaucht, wer von zwei nebeneinanderfahrenden Radlern bei einem polizeilichen Einschreiten bestraft werden darf. Nach allgemeiner Ansicht nur der außen Fahrende, da der innen Fahrende vorschriftsmäßig rechts fährt und kein Verkehrshindernis bietet. Diese Ansicht ist irrig. Bei einem Nebeneinander von zwei Radfahrern, die das Nebeneinanderfahren aus Geselligkeitsgründen geübt haben, werden beide bestraft.

Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten im Altreich

1. Bensheim bei Köln-Rhein
2. Berlin-Spandau
3. Köslin-Pommern
4. Naumburg-Saale
5. Oranienstein-Lahn
6. Plön-Holstein
7. Potsdam, Saarmunder Straße
8. Neuzelle bei Guben
9. Stuhm-Westpr.
10. Ilfeld-Harz
11. Schulpforta, Naumburg-Saale
12. Ballenstedt
13. Klotzsche bei Dresden
14. Rottweil
15. Backnang-Württbg.

Kinderreichtum vorgeworfen

Ein Einwohner aus Torgelow, der einige Wohnungen seines Hauses vermietet hat, ließ sich im Laufe eines an sich harmlosen Streites zu einer Aeußerung hinreißen, die vor dem Amtsgericht in Ueckermünde ein Nachspiel hatte. Er machte nämlich häßliche Anspielungen auf den Kinderreichtum einer Mieterin, die von dieser mit Recht als Beleidigungen aufgefaßt wurden.

In der Hauptverhandlung erklärte der Richter, daß der Angeklagte dadurch die Mieterin als deutsche Frau und besonders als Mutter in den Schmutz gezerrt habe. Das Gericht kam zu einer Geldstrafe von 60 RM. ersatzweise sechs Tage Gefängnis. Der Richter wies in der Urteilsbegründung darauf hin, daß diese Beleidigung schwerer zu beurteilen sei als es sonst in Streitfällen zwischen Mietern und Vermietern geschehe, weil gerade im Dritten Reich der Kinderreichtum mit allen Mitteln gefördert wird.

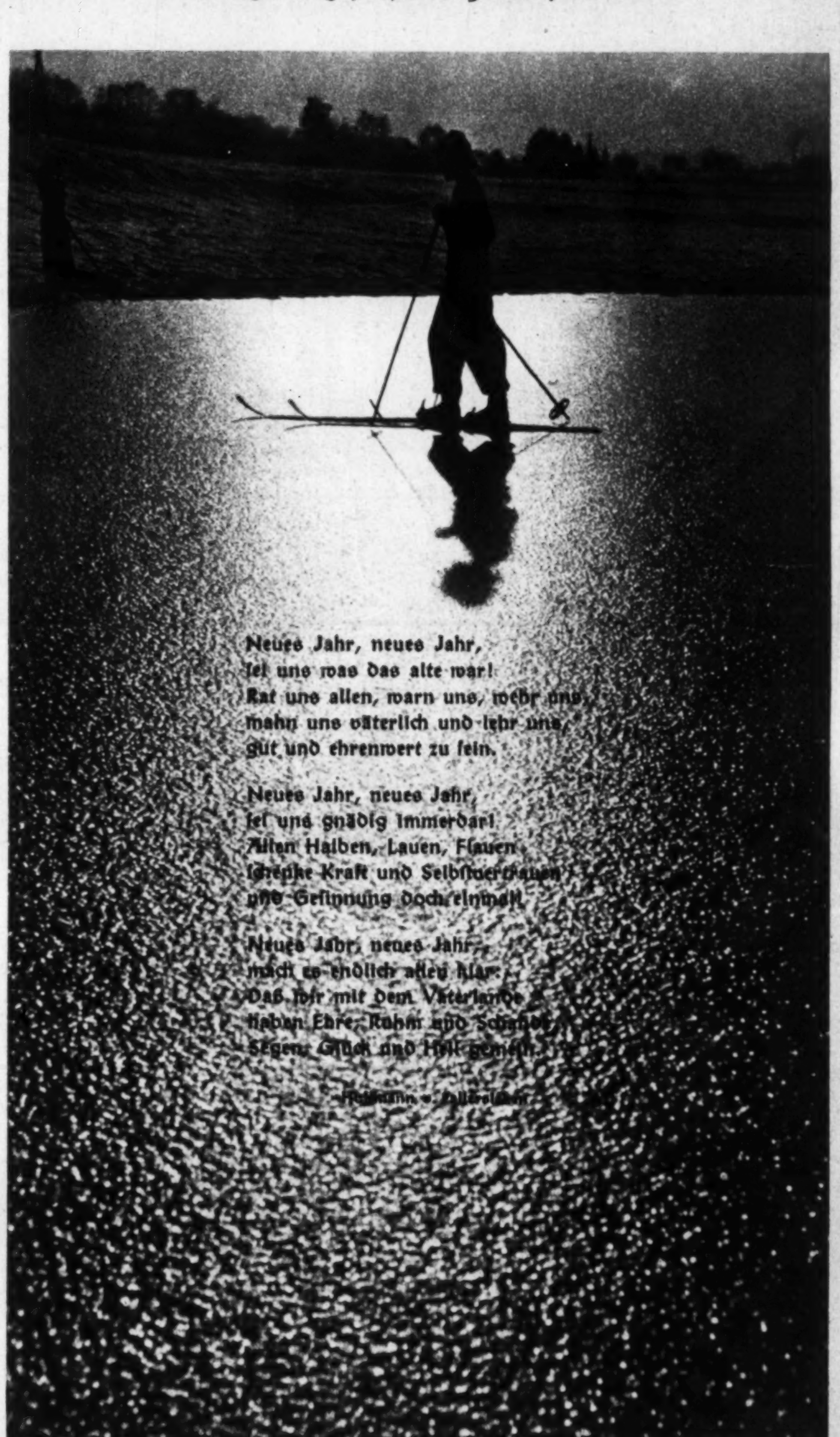


Heft 1 1939

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Bedenkt, Eltern, daß die Kinder nicht für euch da sind. Ihr seid für die Kinder da! Mit den Kindern habt ihr Gott und der Nation gegenüber große Pflichten übernommen; ihr seid daher verantwortlich für eure Kinder.

Jahresanbruch / Lebenserneuerung

Von Evamaria Blume



Jahresanbruch enthält wohl für jeden ernst lebenden und strebenden Menschen die innere Aufforderung zu Selbstbesinnung, zu Prüfung und Scheidung der Werte von Unwerten. Lebenverjüngende Kräfte regen sich bereits in der scheinbar schlummernden Natur. Jeder einzelne von uns, wie auch unser ganzes deutsches Volk empfindet stärker und hoffender denn je den neuen Jahresanbruch als ein Hineinschreiten in die Neuwerdung. Zeiten der Neuwerdung aber müssen Zeiten vertieften Aufhorchens sein. Da vernehmen wir die Stimmen der großen Lebensdeuter, die Präger der Werte gewinnen neue Kraft, werden zu Erziehern und Bildnern, — sie, die so oft einsam und unverstanden durch ihre Zeit schritten. Die hörend gewordenen Enkel endlich ertasten im Lauschen auf ihre Stimme den festen Grund, auf dem Pfosten und Pfeiler ruhen können, der Nachfahren Bau zu tragen.

So trat genau vor hundert Jahren Friedrich Fröbel mit einem Auftrag, einer Botschaft an seine Deutschen, die so recht in unsere Tage, in die Zeit unserer Neuwerdung paßt: der Aufruf nämlich, ihrer tiefsten und eigensten Aufgabe treu zu sein und das zu erfüllen, was gerade der „Deutschheit" in der Menschheit aufgetragen sei. Und was ist das? „Die Erfassung und Darlebung alles Lebens als eines einzigen großen Welt- und Lebensganzen, dessen Ausgangs- und Rückbeziehungspunkt, ja dessen *ganzer Haltepunkt das menschliche Familienleben ist.*" Das ist der Kerngedanke dieser Neujahrsschrift vor hundert Jahren.

Was die Blütenknospe in der Gesamtheit ihres Wesens am Baum ist, das sei der Einzelne am Lebensbaum der Menschheit. Eine in sich geschlossene Einheit und doch nichts Einzelnes: das Leben des Ganzen mit steigendem Bewußtsein in sich tragend und aus sich hervorlebend und gleichzeitig: Glied des Ganzen. Nur auf dem Wege der Eingliederung, des Dienens in einem größeren Ganzen hat das Einzelleben teil an „der Menschheit ganzer Lebensfülle". Vollmenschentum bedeutet für Fröbel ein Leben im Dienste des Ewigen. Das Ewige, Göttliche selbst aber kann als „Menschheit" nur Gestalt gewinnen in *Völkern*. Das wird von Fröbel immer wieder stark betont. Die Urzelle des Volkes aber ist *die Familie*. Es geht nun Fröbel um nichts Geringeres als um die Frage, wie wahre und echte *Gemeinschaft* in einem Volke wird und wächst. Deutschlands Bestehen hängt für ihn von der Frage ab, ob es dem deutschen Volke gelingen wird, Familie, Volk und Staat *aus Urtiefen der Seele mit neuer Kraft zu erfüllen*. Wo anders könnte diese Kraft aus „Urtiefen" aufsteigen und sich entfalten, als innerhalb der gottgewollten, innigsten Gemeinschaft, *der Familie*? Denn die Familie als „*Menschendreiklang*" (Vater-Mutter-Kind) stellt eigentlich erst den ganzen und vollen Menschen dar. „Dies bedenkt, all ihr Einzelmenschen", so ruft Fröbel seinen Zeitgenossen zu, „die ihr Lebenserneuerung, Lebensverjüngung euch zum Ziel und Zweck eures Lebens gemacht habt, — bedenkt und haltet unwandelbar fest: *nur aus dem reinen Familienleben*, das seine Bestimmung klar erfaßt hat und in sich darlebt, *geht Lebenserneuerung, Lebensverjüngung*, aber aus diesem dann auch *ganz gewiß, hervor*".

Das Schaffen und Wirken eines Volkes an den Gestaltungen seines Gemeinschaftslebens vollzieht sich in der Auseinandersetzung zwischen den Generationen. Und das ist es, was der Familie *ihren durch nichts zu ersetzenden Wert*, ihre einzigartige Struktur als Urform menschlichen Gemeinschaftslebens gibt: daß sie die entgegengesetzten Pole Mann—Weib sowohl als auch alte und junge Generation mit all ihren Spannungen zu lebendiger



Rauhreif Aufnahme: Atlantic-Photo

Wechselwirkung und fruchtbarer Durchdringung umschließt. So entsteht im Schoße der Familie neues Leben, vorausgesetzt, daß die Liebe sie eint. Und das heißt für Fröbel: daß die Frau ihre Aufgabe ganz zu erfüllen imstande ist, daß sich das erfüllt, daß das „ewig alle Mannigfaltigkeit in sich einende, verbindende, webende Weib" seine pflegende Kraft erweist.

Die Atmosphäre von Liebe und Vertrauen, wie sie die Frau schafft, gilt für Fröbel als die erste Voraussetzung der Bildung und Erstarkung schaffender und gestaltender Kräfte. Unter den Bedingungen, durch deren Erfüllung die Familie ihre Bestimmung erreicht, zählt er als erste und wichtigste: Ehrfurcht vor den ewigen Gesetzen des Lebens, das lebendige Durchdrungensein von dem Gefühl der Gottheit in der Menschheit. Hier spricht sich jene gläubige und vertrauende Haltung aus, wie sie dem tief religiösen Empfinden der größten Geister unseres Volkes entspricht. Dieser Glaube an einen Sinn des Lebens wird jede Erscheinung und Handlung, sei sie auch noch so unscheinbar, in „Beziehung zu des Lebens Mitte" und also als sinnvoll erfassen. Darum liegt die Beachtung des Kleinsten ganz im Wesen der Erziehung, muß alles, was in der Familie geschieht, immer die Beziehung zu dem Einen und Höchsten haben, nämlich die Pflege und Ausbildung des menschlichen Wesens innerhalb der von der Natur vorgezeichneten Entwicklungsstufen.

Die weiteren Folgerungen gemäß seinen Auffassungen vom Wesen und den Aufgaben der Familie können hier nur knapp angedeutet werden. Vor allem fordert er aufs strengste die notwendige Reife und Einsicht bei der Wahl des Lebensgefährten als der verantwortungsvollsten Tat von allergrößter Bedeutung für Familie und Volk. Weiter fordert er eigenen Grund und Boden für die Bedürfnisse des nach gesunder Entfaltung strebenden Familienlebens. Was unserer heutigen Frauengeneration vor allem wichtig erscheinen muß: Fröbel führt uns ganz nahe an den Punkt heran, wo in dem Neuwerden unserer Zeit unsere Frauenaufgabe beginnt!

Wenn das, was wir bauen, von Dauer sein soll, ist aber nicht das Festlegen von Formen das Wichtigste, sondern das, worauf auch die Reichsfrauenführerin wiederholt hingedeutet hat: das Suchen nach der Kraft, die uns die Schau des Zieles klar und die Stetigkeit täglicher treuer Nachfolge erst möglich macht: der ewige Strom göttlicher Kräfte, wie sie sich in unserem Volkstum offenbaren.

Können sich unsere Kinder noch freuen?

Es wird vielfach behauptet, so richtig freuen könnten sich die Kinder von heute nicht mehr; so „richtig", wie wir uns einst gefreut haben, als wir noch Kinder waren . . .

Onkel Paul behauptet das ganz ernsthaft von den Kindern seines Bruders nach der erfolgten Bescherung am Weihnachtsabend. Da hatte ihm sein Neffe Günter den soeben erhaltenen Stabilbaukasten, aber nichts von einer rechten Freude über dies Geschenk, gezeigt, sondern nur von dem „Ergänzungskasten", den er nächstes Jahr zu Weihnachten und von den „Ersatzteilen", die er vielleicht schon zu seinem Geburtstage bekommen würde, gesprochen.. Onkel Paul hatte ihm klarzumachen versucht, daß sein jetziger Stabilbaukasten doch auch schon eine ganz famose Sache sei, über die man sich toll freuen könnte. Aber Günter war bei seiner Meinung geblieben: erst müsse alles, was noch dazu gehört, beieinander sein, dann könne man richtig mit dem Kasten spielen. Der Vater habe das auch gesagt, und er, Günter, freue sich schon mächtig auf seinen Geburtstag und — auf das nächste Weihnachtsfest.

Ganz ähnlich war es um die Freude der Nichte Hannelore bestellt gewesen: Nicht die Armbanduhr, die als Hauptgeschenk der Eltern auf dem reichbeschickten Gabentisch der Zwölfjährigen lag, hatte deren Freude ausgelöst, sondern die Zusicherung, nächstes Jahr das dazu passende silberne oder goldene Uhrarmband zu erhalten. „Die Uhr ist ja ganz schön; aber wer trägt sie denn heute noch an einem Ripsarmband?! Mutti meinte das auch."

Kopfschüttelnd waren Onkel Paul und Tante Betty an dem Abend nach Hause gegangen. Sie bedauerten die Kinder, die sich nicht richtig freuen konnten und die Eltern, denen es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, eine Weihnachtsstimmung mit Kinderjubel und glückstrahlenden Kinderaugen zu schaffen, wie sie „früher" in jeder Familie zu finden waren.

Wie bescheiden waren doch die Geschenke, die er und seine Geschwister zu Weihnachten erhalten hatten, dachte Onkel Paul, wie groß und echt aber die Freude darüber. Eine Mundharmonika, ein Holz- oder Steinbaukasten, eine Schachtel mit Soldaten, ein Paar Schlittschuhe genügten damals, um einen wahren Freudentaumel zu erzeugen. Auch zu andern Anlässen waren die Geschenke dem realen Wert nach gering, in ihrer Wirkung auf das beschenkte Kind aber weit eindrucksvoller. „Wenn uns unser Großvater besuchte, der das Sparen noch besser verstand als unsere Eltern, dann brachte er uns, seinen Enkelkindern, stets ein mit Teewurst belegtes Milchbrötchen als Angebinde mit. Wir haben uns darüber wie die Schneekönige gefreut, und heute noch habe ich diese Milchbrötchen, über die und deren „geizigen" Spender man in der Nachbarschaft wohl ein wenig die Nase rümpfte, in frohester Erinnerung."

„Wenn man dagegen die heutige Jugend sieht", nahm Tante Betty das Wort: „so kann man sich nur wundern, wie unbescheiden die Jungen und Mädel geworden sind und wie undankbar. Wie waren wir glücklich, wenn wir mal einen Pfennig erhielten! Als ich aber neulich jedem der beiden Jungen, die mir geholfen hatten, den Wäschekorb zur Rolle zu tragen, einen Pfennig geben wollte, haben sie mir patzig geantwortet, den sollte ich nur behalten!"

Onkel Paul und Tante Betty fanden noch viele Beispiele für ihre Behauptung, die Kinder unserer Zeit könnten sich nicht mehr richtig freuen.

Haben sie recht?

Unbestreitbar zeigten weder der Günter noch die Hannelore die rechte oder richtige Freude, die geradezu als wesentlicher Bestandteil des Weihnachtsabends bezeichnet werden kann oder als wesentlicher Bestandteil zu dessen Stimmungsgehalt gehört. Ihnen erscheint das Geschenk nicht groß, nicht vollkommen genug, um sich so recht von Herzen darüber freuen zu können. Wirklich ihnen? Sind es nicht die Eltern gewesen, denen die Gabe zu gering erschien, die sie für ihre Kinder erübrigen konnten, und die deshalb glaubten, sich bei ihren Kindern entschuldigen zu müssen und für die Zukunft „Besserung" (d. h. größere wirtschaftliche Anstrengung) zu geloben?! Ja, so war es! Günter hätte in seinem Stabilbaukasten eine Kostbarkeit, Hannelore in der ersehnten Armbanduhr einen unvergleichlichen Besitz gesehen, wenn ihnen der Vater und die Mutter nicht das Geschenk verkleinert oder ihnen nicht — wie der Volksmund sagt — „einen Floh ins Ohr gesetzt" hätten.

Und weshalb taten die Eltern das, oder weshalb glaubten sie das tun zu müssen? Die Antwort auf diese Frage ist auf diesen Blättern hier schon des öfteren gegeben worden, erst im letzten Heft unserer Reichs-Elternwarte im Rahmen des Aufsatzes „Pädagogik des Schenkens". Die törichte Haltung der Eltern liegt in dem ungesunden, wirtschaftlich wie erzieherisch ebenso falschen Wettbewerb oder Wettkampf begründet, der das Ziel verfolgt, durch kostbare und kostspielige Geschenke an die Kinder mit den Nachbarn und „Gleichgestellten" im Schritt zu bleiben (sich nicht „bereden" zu lassen!) und sich die Liebe der Kinder durch immer kostbarere Aufmerksamkeiten zu erhalten. „Verfrühte" Geschenke und Entwertung der Gabe durch Verschiebung ihres eigentlichen Sinnes sind die Folge davon und eine ungesunde und unnatürliche Steigerung der kindlichen Begehrlichkeit, die nie gestillt werden kann und schließlich der Freude keinen Raum läßt.

Also nicht dem Günther und der Hannelore, sondern deren Eltern hätten Onkel Paul und Tante Betty Vorwürfe machen müssen.

Onkel Paul braucht es gar nicht erst zu versuchen, seinen Neffen mit so einem Milchbrötchen, wie er es



Sie freut sich über den Schnee — Aufnahme: Meerkämper (Mauritius)

als Mitbringsel des Großvaters in bester Erinnerung hat, zu erfreuen. Er weiß, Günter würde ihn groß ansehen und faule Witze über ihn und das „Geschenk" machen. Hat nun Onkel Paul Ursache, sich über seinen undankbaren Neffen zu entrüsten und ihm eine Strafpredigt, die mit den Worten anfängt: „Als ich noch ein kleiner Junge war . . .", zu halten? Nein! Er soll vielmehr daran denken, daß er sich über das besagte Milchbrötchen nicht deshalb freute, weil es ihm der Großvater mitbrachte, sondern weil es für ihn, den Jungen aus dem entlegenen Dorf, in das damals nur einmal in der Woche der Bäcker mit Weißbrot kam, ein seltener Leckerbissen war. Als solcher kann es für den Neffen Günter, der in der Stadt wohnt, wo an jedem Bäckerladen das Schild prangt „Täglich dreimal frische Brötchen!" und wo — im Gegensatz zum kleinen Dorf — Teewurst jeden Tag zu haben ist, nicht bezeichnet werden. Darum wäre jede Freuden- und Dankbarkeitsbezeugung Günters, der als Kind der Gegenwart nicht gewohnt ist, „über-

tünchte „Höflichkeit" zur Schau zu tragen, eine Heuchelei.

Genau so wäre es eine Heuchelei gewesen, wenn die Jungen, die der guten Tante Betty den Wäschekorb getragen hatten, sich für deren Pfennig wortreich bedankt hätten. Vielleicht brauchte ihre Entgegnung nicht patzig zu sein. Ein Geschenk oder eine Entlohnung, die zur Freude oder Dankbarkeit Veranlassung gaben, ist der Pfennig aber nicht; man kann sogar verstehen, daß sich die Jungen, die den kleinen Dienst wohl auch umsonst getan hätten, durch das Angebot der Tante beleidigt fühlten. Tante Betty soll sich vergegenwärtigen, daß seit der Zeit, da sie sich königlich über einen Pfennig freute, vierzig Jahre vergangen sind!

Ja, alle die Kritiker der heutigen Jugend, die da glauben, für die Behauptung, die Jugend könne sich nicht mehr freuen, Beweise zu haben, sollen sich hüten, Vergleiche mit sich selber und den eigenen Erfahrungen anzustellen. Jede Zeit prägt ihre Werte. Ein Fußball beispielsweise war noch vor dreißig Jahren ein ganz kostbarer Besitz und die unerfüllte Sehnsucht einer ganzen Jungengeneration. Kann man es den heutigen Jungen verübeln, daß sie ihn nicht mehr als solche ansehen? Jede Schule besitzt deren mehrere, der einzelne ist zum selbstverständlichen Sportgerät geworden. Er hat den Nymbus der Seltenheit und damit der Kostbarkeit verloren. Weshalb soll sich da ein Junge über Gebühr freuen? — Coopers „Lederstrumpf" war einst für uns Jungen d a s Buch, dem kein zweites an die Seite gesetzt werden konnte. Dürfen wir unsere Söhne schelten, dürfen wir sie undankbar, übersättigt nennen, weil sie nicht vor Begeisterung oder Freude aus dem Häuschen geraten, wenn wir ihnen dies Buch schenken, wie wir es getan hätten, wenn man uns diesen Schmöker aller Schmöker unter den Weihnachtsbaum gelegt hätte? Ja — auch der Geschmack der Jugend hat sich gewandelt. Daran sollten die Schenkenden denken und auch die kritischen Beobachter, die „Wirkung" bei den beschenkten Jugendlichen sehen möchten.

Dieses „Auf-Wirkung-Sehen" ist überhaupt eine ebenso schwierige, wie im letzten Grunde höchst unmoralische Sache. Die Jugend der Gegenwart wird nicht dazu erzogen, ihre Gefühle zur Schau zu stellen; die Zeit der Dankgedichte, die früher einmal selbst in den Schulen gelernt wurden, damit sie nach der Beschenkung den Eltern vordeklamiert wurden, ist vorbei. Und es kann schon sein, daß sich ein Junge oder ein Mädel auch ohne ekstatische Gefühlsausbrüche ganz mächtig freut. Eltern, die ihr Kind kennen, werden die beredte Sprache der Augen, werden den guten Händedruck oder den leisen Kuß recht zu deuten verstehen und ebenso werten, wie den Indianertanz um den Weihnachtsbaum, den sie vielleicht einst ausführten. Unmoralisch ist dieses Warten auf die sichtbare Wirkung, wenn ein Geschenk nur um ihretwillen, gewissermaßen zur Selbstbespiegelung des Spenders gegeben wird. Manche Wohltätigkeitsvereine früherer Zeiten waren darin groß. An der Zahl der von den Beschenkten vergossenen Dankestränen maßen sie den Umfang ihrer Mildtätigkeit, und die Beschenkung „armer Kinder" wurde zu einer Schaustellung herabgewürdigt, in der Kinderjubel und Kinderfreude das Schauobjekt waren.

Seien wir keine Splitterrichter! Glauben wir daran, daß in der heutigen Jugend die Bereitschaft zur Freude genau so vorhanden ist, wie zu „unserer Zeit", auch wenn sich die Art, diese Freude zu äußern, gewandelt haben mag. Und — hier liegt unsere Aufgabe — sorgen wir dafür, daß die Jugend das Freuen nicht verlernt! Allzu viele und allzu üppige und schließlich auch verfrühte Geschenke, ebenso wie die bedingungslose Erfüllung jeden Wunsches rauben dem Kind die Fähigkeit, den starken Trieb in sich wirksam werden zu lassen, den der Dichter den „Götterfunken", unsere politische Gegenwart aber den Weg zur Kraft nennt, die Freude nämlich ...

J o h a n n e s O t t o



Patsch – Patsch ...

Aufnahme: Heinrich Richter



Das Kind ſoll fragen!

Von Karl Jacob

Als Großvater und Großmutter Kinder waren, galt als einer der wichtigſten Erziehungsgrundſätze der, daß Kinder nur zu reden haben, wenn ſie gefragt werden. Und wenn man ſich auch im Elternhauſe nicht immer allzuſtrenge danach richtete, in der Schule wurde dieſer Grundſatz im allgemeinen doch folgerichtig durchgeführt. Denn hier beherrſchte eben nach hergebrachtem Lehrverfahren die Frage des Lehrers den Unterricht. Sie war nach dem Stande der damaligen Erziehungswiſſenſchaft der wichtigſte, wenn nicht einzige Weg, die kindlichen Geiſteskräfte zu entwickeln. An die Möglichkeit der Kinderfrage im Unterricht dachte kaum jemand, von einem Recht des Kindes, Fragen zu ſtellen, geſchweige denn von einer Pflicht dazu war natürlich keine Rede. Nein, Fragen der Kinder hätte man ſchon aus Gründen der Schulzucht rundweg abgelehnt. Wohin ſollte es auch wohl führen, wenn 50 bis 60 Kinder — was dem einen recht war, mußte dem andern billig ſein — auf einmal angefangen hätten, zu fragen?

Inzwiſchen hat nun die Erziehungswiſſenſchaft auch in dieſer Sache ein wenig umgelernt. Man fragte ſich, ob nicht die Kinderfrage natürlicher ſei als die Lehrerfrage. Denn außerhalb der Schule gilt doch, daß, von gewiſſen Ausnahmen abgeſehen, derjenige fragt, der etwas wiſſen oder verſtehen will, und nicht der, der es ſchon weiß und verſteht. Und weiter: Iſt das Fragen nicht Ausdruck eines von Natur im Menſchen und ganz beſonders im Kinde liegenden Triebes, des Wiſſens- oder Erkenntnistriebes? Wie ſtark dieſer Trieb im Kinde iſt, kann jeder Vater und jede Mutter ja an dem unermüdlichen Fragen ihrer kleinen Plappermäuler tagtäglich feſtſtellen. Solche natürlichen Triebe aber kann man wohl gelegentlich ein wenig zurückſchneiden und zurechtſtutzen; man kann ſie jedoch nicht völlig unterdrücken, ohne der geiſtigen Entwicklung ſchweren Schaden zuzufügen. Und endlich: Iſt nicht die Frage auch im praktiſchen Leben eines der wichtigſten Bildungsmittel? Wodurch erfährt z. B. die Hausfrau, was ihr in der Wirtſchaftsführung, in Krankheitsfällen uſw. je nach der beſonderen Lage zu wiſſen not tut? Sie fragt bei ſachverſtändigen Bekannten nach. Nicht anders der Kaufmann, der Gewerbetreibende, der Reiſende im fremden Ort uſw. Hätte die Schule, wenn ſie für das Leben erziehen will, nicht allen Anlaß, ein ſolch lebenswichtiges Bildungsmittel ſelbſt ausgiebig zu verwenden, damit die Kinder in ſeinem Gebrauch geübt werden? Die Erziehungswiſſenſchaft hat ſich der Antwort auf all dieſe Fragen nicht entziehen können und hat ſie ſeit Jahren in bejahendem Sinne beantwortet. So hat denn im neuzeitlichen Unterricht die Schülerfrage ihr Recht und ihren Platz, freilich nicht mehr die unbeſchränkte Alleinherrſchaft und hemmungsloſe Entfaltungsmöglichkeit, die ihr eine wildwuchernde Pädagogik der Nachkriegszeit vielfach einräumte. Denn im Klaſſenunterricht entſcheidet über den Wert der Schülerfrage nicht die Zahl der ſich meldenden Finger oder der Eifer und die Schnelligkeit, mit der ſie die Luft durchſtechen, ſondern der bildende Wert der geſtellten Fragen. Der aber beurteilt ſich danach, ob die Kinder wirklich aus innerem Wiſſens- und Erkenntnistrieb heraus fragen, ob das Denken der Klaſſe dadurch weiter geführt, ob das Verſtändnis für den behandelten Gegenſtand gefördert oder vertieft wird. Die Kinder zu ſolchen Fragen zu erziehen, iſt Aufgabe des Lehrers. Nur unter ſeiner ſicheren und verſtändigen Führung kann die Schülerfrage im Klaſſenunterricht nützlich und wertvoll ſein. Unter dieſer Vorausſetzung kann es kaum Schwierigkeiten für die Schulzucht geben. Natürlich wird jeder verſtändige Lehrer und Erzieher es lieber ſehen, wenn dieſer oder jener Schüler einmal eine dumme Frage ſtellt, als daß er überhaupt nicht den Mut dazu findet.

Verſtändiges Fragen iſt nämlich gar nicht ſo leicht. Es gehört oft genug ein gewiſſer Mut dazu. Jeder Erwachſene weiß, wie leicht man ſich durch eine Frage „blamieren" kann. Wieviel tauſend Fragen werden nur darum unterlaſſen, weil der Fragende fürchtet, ſich lächerlich zu machen. Kann man doch durch eine Frage ſeine Unwiſſenheit und Unkenntnis in Dingen verraten, die andern Leuten ſeit langem bekannt ſind, oder zeigen, wie wenig man von einer Sache verſteht, die doch nicht allzuſchwer zu begreifen iſt. Wie oft enthüllt eine Frage den Mangel an ſelbſtändiger Ueberlegung, an ſchneller Auffaſſung, an ſcharfer Beobachtung uſw.! Andererſeits gibt es ja auch nicht wenige Menſchen, die in bezug auf das Fragen keine Hemmungen kennen und ihren Mitmenſchen durch ihre unſachgemäße Fragerei auf die Nerven fallen. Ganz gewiß hat eine verſtändige oder eine törichte Frage ſchon ſehr oft ſchickſalhafte Bedeutung im Leben eines Menſchen gehabt. Auch das ſind Gründe, die die Erzieher in Schule und Haus bewegen ſollten, der Kinderfrage und ihrer Pflege ihre volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Was kann nun das Elternhaus dabei tun, und wie kann es im beſonderen der Schule dabei behilflich ſein? Für die früheſte Kindheit gewiß nichts Beſſeres, als dem natürlichen Fragetrieb der Kleinen, ſoweit es irgend möglich iſt, nachzugeben. Wohl mag es der vielgeplagten Hausfrau und Mutter, dem vom Dienſt abgeſpannten Vater oft recht ſchwer fallen, immer und immer wieder auf die Fragen der kleinen Geiſter nach dem Was, Warum, Wozu uſw. zu antworten; aber es gibt doch auch keine größere Freude für Eltern als die über das erſte Erwachen des

geistigen Lebens ihres Kindes, das sich eben in dem stürmischen Drang äußert, die Welt um es her mit seinen Sinnen und seinem Verstand zu erfassen, wobei es naturgemäß auf die Hilfe der Eltern und Geschwister angewiesen ist. Diese Hilfe abzulehnen mit einem unwilligen „Hör doch auf mit deinem ewigen Gefrage!" oder „Laß mich doch endlich in Ruhe mit deiner Fragerei!", wie man es leider nicht selten hören kann, heißt doch einen natürlichen und lebenswichtigen Trieb des Kindes abtöten, ein für die geistige Entwicklung nicht wieder gut zu machender Schaden. Gewiß, der Fragetrieb kann gelegentlich schon beim Kleinkind ausarten, so etwa, wenn es rein gewohnheitsmäßig fragt, ohne die Antworten zu beachten oder in sich aufzunehmen, wenn es bei den verschiedensten Gegenständen immer die gleiche Frage stellt, also eine nur mechanische Tätigkeit ausübt, oder wenn es zu recht unpassender Zeit und Gelegenheit fragt. Natürlich kommen auch beim kleinen Kinde dumme, törichte und in Gegenwart anderer peinlich wirkende Fragen vor. Doch wird man gerade bei ihm in der Beurteilung des Wertes der Frage sehr vorsichtig sein müssen. Denn meist ist das, was dem Erwachsenen dumm oder spaßig erscheint, dem Kinde sehr ernst und wichtig. Immerhin ergibt sich aus alledem die Notwendigkeit, die Erziehung des Kindes zum verständigen Fragen schon frühzeitig zu beginnen. Es muß allmählich lernen, nicht sinn- und gedankenlos und nicht zur Unzeit zu fragen, muß lernen, daß man nicht alle Fragen beantworten kann, daß es auf manche Fragen erst später eine Antwort erhalten wird, daß Vater und Mutter nicht alles wissen können usw. Daß gerade bei diesen Belehrungen sehr viel Feingefühl nötig ist, wenn die Quelle nicht verschüttet werden soll, ist nach dem, was wir darüber gesagt haben, selbstverständlich. Es ist immerhin besser, die Kinder fragen einmal zuviel und ein bißchen dumm, als daß sie überhaupt nicht mehr fragen.

Sehr viel schwerer ist nun die Aufgabe zu lösen, Kinder erst zum Fragen zu bringen. Da muß man zunächst einmal festzustellen versuchen, aus welchem Grunde ein Kind nicht fragt oder nicht mehr fragt. Erfahrungsgemäß hören mit zunehmendem Alter sehr viele Kinder auf, Fragen zu stellen, auch in der Schule. Es schwindet dann eben die kindliche Sorglosigkeit und Unbefangenheit; die Gefahren, die mit der Frage für die eigene Geltung und das Selbstgefühl verbunden sein können, werden dem Kinde mehr und mehr bewußt; es wird unsicher und vorsichtiger. Bei empfindlichen Kindern genügen ein paar Mißerfolge im Fragen dazu, es ganz einzustellen. Andererseits können natürlich auch Mangel an Wissenstrieb, geistige Trägheit oder Bequemlichkeit, Schwächung der geistigen Kräfte durch Krankheit, Ermüdungs- und Erschöpfungszustände Ursachen des Schweigens oder Verstummens sein. Im ersten Falle, der ja freilich seltener im Elternhaus als in der Klasse vorkommen wird, wird man darauf bedacht sein müssen, das gesunkene Vertrauen des Kindes zu sich selbst und zu den anderen wieder herzustellen, und ihm neuen Mut zu machen. Die Art, wie das geschieht, wird sich natürlich nach der Eigenart des Kindes und der besonderen Lage des Falles richten müssen. Allgemeine Vorschriften und Ratschläge haben da kaum einen Zweck. In allen anderen Fällen des Nichtfragens bleibt nur übrig, das Kind bei jeder geeigneten Gelegenheit zum Fragen anzuregen und so allmählich daran zu gewöhnen. Wir wollen im folgenden auf einige solcher Gelegenheiten im häuslichen Leben hinweisen und zugleich zeigen, wie sie für den hier dargelegten Zweck benutzt werden können. Dazu einige Vorbemerkungen: 1. Wir haben dabei in erster Linie das geistig normale Kind der Grundschule im Auge, dessen Wißbegier sich im großen und ganzen noch auf die nähere Umwelt beschränkt. 2. Wir sehen hier von Fragen ab, die sich auf die letzten und tiefsten menschlichen Dinge (Geburt, Tod, Gott usw.) erstrecken, die auch von Kindern dieses Alters schon gern gestellt werden, sich aber naturgemäß zu einer Frageerziehung nicht eignen. 3. Grundsätzlich muß das Kind angehalten werden, die gestellte Frage selbst zu beantworten oder doch die Antwort selbst zu suchen (z. B. im Nachschlagebuch). 4. Es ist nicht immer nötig, daß die Frage auch wirklich ausgesprochen wird. Auch Antworten auf unausgesprochene Fragen sind manchmal wertvoll. Wenn z. B. ein Kind auf die Mitteilung, daß Vater von seiner KdF.-Reise eine Karte aus Köln geschrieben hat, sogleich zum Atlas greift und Köln aufsucht, so ist das eine solche Antwort.

Nun kann zweifellos jedes Ereignis, das das Kind berührt, und jeder Gegenstand, der ihm in die Augen kommt, zum Gegenstand einer oder mehrerer Fragen gemacht werden, die in die verschiedensten Wissensgebiete hineinführen können. So könnte z. B. ein neues Taschenmesser, das der ältere Bruder als Geschenk erhalten hat, Anlaß zu folgenden Fragen geben: Wo ist das Messer gekauft? Wo ist es hergestellt? Wo liegt Solingen? Werden alle Messer in Solingen gemacht? Warum werden gerade in Solingen Messer hergestellt? Wo werden noch Messer gemacht? — Woraus ist die Schale? Warum macht man sie aus Horn? Was für Horn mag das sein? Sind alle Messerschalen aus Horn? Woraus noch? Ob die auch in Solingen gemacht werden? Woran kann man erkennen, ob das Horn oder Holz oder Knochen ist? — Weitere Fragen ließen sich, wollte man den Gegenstand erschöpfen, was natürlich praktisch nicht vorkommen wird, an das Material und die Beschaffenheit der Klinge, an die Erzeugung des Stahls, an die verschiedenen Arten der Messer, an die Unterschiede der jetzigen gegenüber den Taschenmessern aus Großvaters Jugendzeit, an die Beschaffenheit der Messer in den ältesten Zeiten usw. anknüpfen. Es ließe sich wohl denken, daß das Ganze in Form eines Fragespiels der Unterhaltung im Familienkreise nutzbar gemacht werden könnte, wobei es dann darum ginge, wer die meisten Fragen, und wer die meisten richtigen Antworten fände. Unser Beispiel, das wir an jedem anderen häuslichen Gegenstand beliebig wiederholen könnten, zeigt zugleich den bildenden Wert solchen Fragens: Wie genau muß dabei der Gegenstand betrachtet werden! Wie muß man überlegen, ob die Frage in den Gedankengang hineinpaßt! Wie manche Frage kann man durch eigenes Nachdenken beantworten! Viele aber lassen sich nur durch Erkundung bei Sachverständigen oder durch Nachschlagen in Büchern erledigen. Das gibt gewiß reiche Anregungen, auch für Kinder des Grundschulalters, und bei rechter Einstellung der Eltern und größeren Geschwister können durch solche gemeinsame Fragetätigkeit im Familienkreise diejenigen, denen es nottut, auf die leichteste und angenehmste Weise an das Fragen gewöhnt werden. Doch wird es sich gerade zum Nutzen dieser Kinder empfehlen, solche Fragespiele nicht zu oft — am besten noch in den Ferien und an langen Winterabenden — anzustellen und dabei nicht zu sehr in Einzelheiten zu gehen, lieber öfter einmal mit dem Gegenstand zu wechseln, überhaupt recht verschiedenartige Gegenstände und Ereignisse zu wählen, weil sonst die Fragestellung leicht gewisse feststehende Formen annimmt.

Im allgemeinen wird es für die Erziehung zur Frage vorteilhafter sein, daß man die Kinder aus naturgemäßem Anlaß fragen läßt oder zu



Vater hilft . . . Aufnahme: Heinrich Richter

Fragen anregt. Ein solcher besteht ja fast immer dann, wenn etwas Neues dem Kinde entgegentritt. So etwa an Gegenständen: ein neues Möbel- oder Kleidungsstück, Haus- oder Gartengerät, neue Haustiere oder Zimmerpflanzen, Bücher und Spielsachen, Speisen oder Getränke, neue Geschäfte und Einrichtungen in der Stadt usw. Oder an Ereignissen: Besuch oder fremde Leute im Hause, Handwerkerarbeiten im Hause oder auf der Straße, wichtige Ereignisse in der Familie, wichtige Zeitungsnachrichten, auffallende Vorgänge auf der Straße (Unfälle, Menschenansammlungen, Umzüge usw.), eindrucksvolle Naturerscheinungen (Sturm, Gewitter, Ueberschwemmung, Dürre, Nebel) usw. Besonders reiche Gelegenheiten zum Fragen finden sich natürlich auf Spaziergängen, Wanderungen und Reisen, weil ja dem Kinde fast alles neu ist, was es sieht: Ortschaften, Straßen und Wege, Flüsse, Seen, Berge und Täler, Bahnen, Brücken, Unterführungen, mancherlei Feldfrüchte, Bäume und Tiere, Beschäftigungen und Einrichtungen der Menschen usw. — Wenn nun bei einem Kinde der Fragetrieb auch durch solche neuen, kräftigen Reize und Eindrücke der Umwelt nicht ausgelöst wird, muß eben ein Anstoß von den Eltern gegeben werden durch Ermunterungen wie: „Da würde ich an deiner Stelle doch mal fragen . . .“ „Hast du da nicht was zu fragen?“ „Was möchtest du denn gern wissen, wenn du das siehst?“ „Da fällt einem doch gleich eine Frage ein!“ usw. Und man wird weiter auch einmal Hinweise und Winke dafür geben, daß die Fragen nicht immer bloß auf Wer? und Was“ ausgehen, sondern daß auch Wo? und Wie?, Woraus?, Woher? und Wohin?, ganz besonders aber das für das Verständnis einer Sache besonders wichtige Warum? und Wozu? gefragt wird. Schließlich wollen wir nicht vergessen, daß das Kind nicht nur daran gewöhnt werden soll, zu Hause die Eltern zu fragen, sondern auch, wenn es die Sache erfordert, andere sachverständige Erwachsene, wobei sich aber Schulkinder und ganz besonders Mädchen auf Bekannte beschränken sollten, sofern sie die Fragen nicht in Gegenwart der Eltern stellen können. Dabei kommt es nun nicht bloß auf den sachgemäßen Inhalt der Frage an, sondern auch und vor allen Dingen auf die Art, wie gefragt wird, nämlich höflich, bescheiden, bei passender Gelegenheit, mit Bitte und Dank. Und, liebe Eltern, denkt daran: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!



Der Wald

Von Erich Kloß

Jeder Monat hat seine Besonderheiten: der März hat seine Märzbecher und Märzveilchen und der April seine Launen, der Mai bringt Maikäfer und Maibowle, der Juli ist stolz auf seine Hitze — und der Januar ist der Hornung, der „große Horn“. Das althochdeutsche hornung wie das mittelhochdeutsche hornunc sind sprachverwandt mit dem altnordischen hiarn, und das bedeutet hartgefrorenen Schnee. Der Januar (nicht der Februar!) ist also eigentlich der „Sohn des Horn“, der Sohn des Frostes, der Frostmonat. Er ist unser eigentlicher Wintermonat, der Monat, über den sich der frischgesunde, ehrwürdige alte Herr im weißen Pelz so ganz besonders freut, weil dann „Stein und Bein vor Frost zerbricht und Eis und Seen krachen“ . . .

Und wir freuen uns mit ihm und denken an Stemmbogen und Kristiania und Telemark, an Rodel- und Bobfahrten im Mittel- und Hochgebirge, an schimmernde Eisflächen und frischfröhliche Schlittenfahrten in unserer zahmeren norddeutschen Ebene.

Schneeschuh hin — Rodel und Schlitten her: mir hat es die bescheidene, einsame Wanderung durch den tiefverschneiten heimatlichen Winterwald angetan. Wie ein märchenschönes Wunderland kommt er mir vor. Verwandelt und unbekannt erscheint er mir. Kannte ich hier nicht Weg und Steg, jeden Baum und Busch? Riesige weiße Pilze stehen, wo kürzlich noch kupferbraune Wintereichen wuchsen; die haushohen, dunklen Fichten sind zu mächtigen Zuckerhüten geworden und am Wegrande ist wahr und wahrhaftig eine Kompanie Kobolde aufmarschiert!

Märchenhaft blaues Zauberlicht erfüllt den Forst. Hauchfein liegt es auf dem weichen, glitzernden Bodenschnee und strahlt kräftig vom hohen Himmel wider.

Kein Laut, kein Ton! Kirchenstill ist's im Wald. Keine Meise ruft, kein Goldhähnchen wispert; nicht eine Krähe quarrt, und der Specht hat das Trommeln verlernt. Nur ab und zu, wenn ein Lufthauch schüchtern an ein schwerbehangenes Zweiglein rührt und blitzend die Kristalle niederstäuben, geht ein silbernes Klingen durch den Wald.

Dann wandere ich schweigend. Der Schnee dämpft jeden Schritt. Kein Zweiglein knickt, kein Dürrast knackt; nur ab und zu knurpst es unter meinen Sohlen.

Ueberall irren Fährten und Spuren durch den Schnee. Sie kommen aus dem Wald und gehen zum Felde hin, wo unter der weißen Decke die Wintersaaten träumen. Rehe und Hasen und Kaninchen haben sich die zarten Spitzen gut schmecken lassen. Gegen Morgen haben sie das schützende Dickicht wieder aufgesucht. Deutlich steht jeder Tritt im



Schnee. Nicht weit vom Waldrand, etwa sechzig Meter ins Feld hinein, ist der Schnee um und um gewühlt. Dort haben die Rehe „geplätzt", mit ihren Vorderhufen die grüne Saat freigescharrt. Noch leiden sie keine Not.

Und hier hat der Fuchs gemaust! Der Schnee ist zerkratzt, tiefe Löcher sind in den Boden gegraben, Fuchsspuren stehen überall. Und dort hat der rote Freibeuter seine Visitenkarte zurückgelassen: daumenstarke Losung, die mit Mäusehaaren durchsetzt ist.

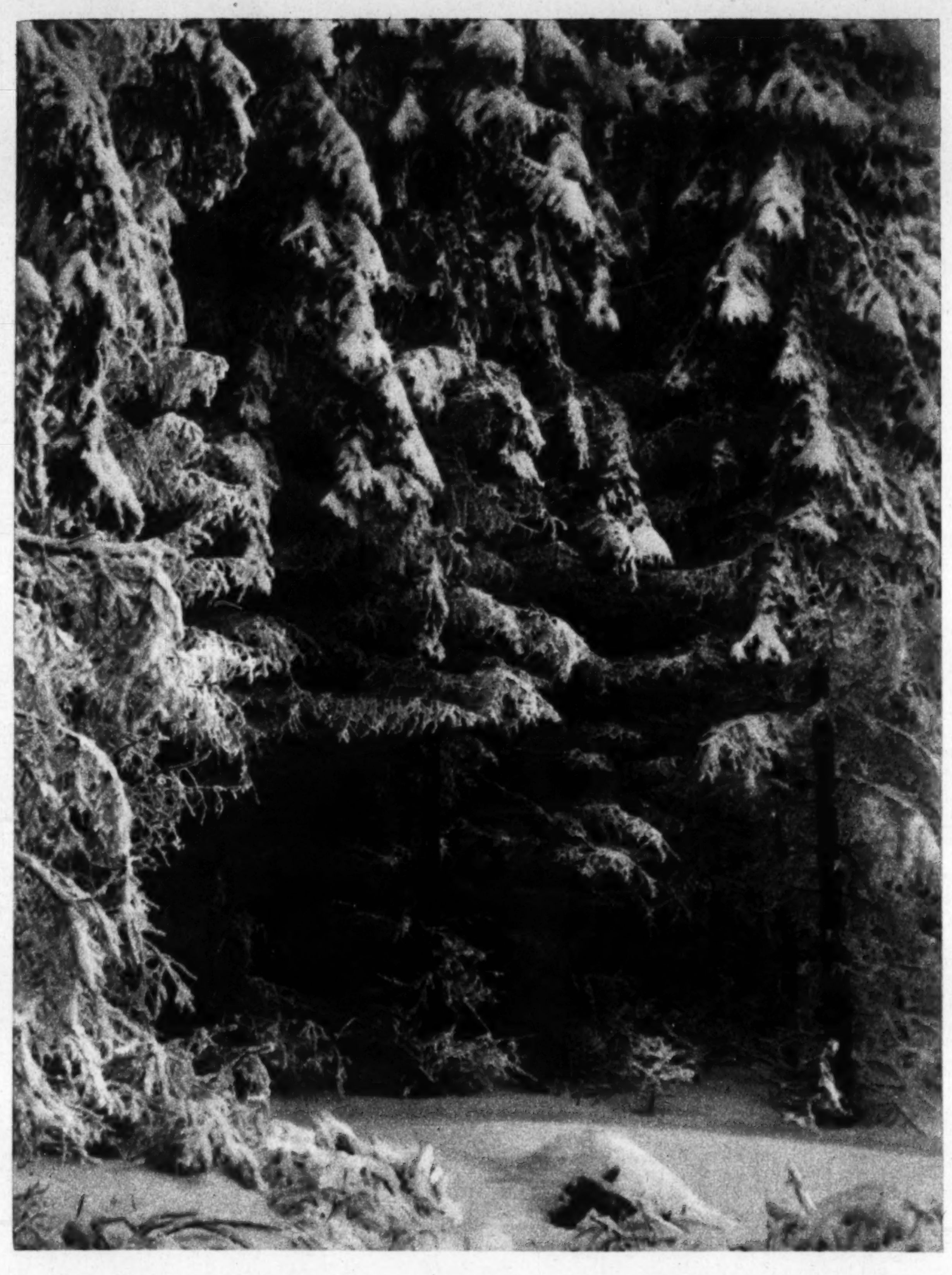
Die kleinen grauen Nager haben es jetzt unter dem trockenen Schnee nicht schlecht. Hin und her gehen die unsichtbaren, verborgenen Gänge, und überall finden ihre fleißigen Zähnchen zu nagen und zu raspeln — zum Leidwesen des Försters, dessen junge Kulturen sie schädigen, zum Aerger des Landmannes auch, dessen Saaten sie heimsuchen.

Ich überquere eine Waldwiese. Da fahre ich erschreckt zusammen: unmittelbar vor mir stäubt plötzlich eine Schneewolke auf, und aus der zerrissenen glatten Decke fährt ein graubraunes Ungetüm hoch wie der Spielzeugteufel aus der Schachtel! Meister Lampe hatte sich in seiner Sasse einschneien lassen; nun hastet er davon. Erst verdutzt, dann lachend schaue ich ihm nach und überlege, wer eben wohl den größeren Schreck bekam.

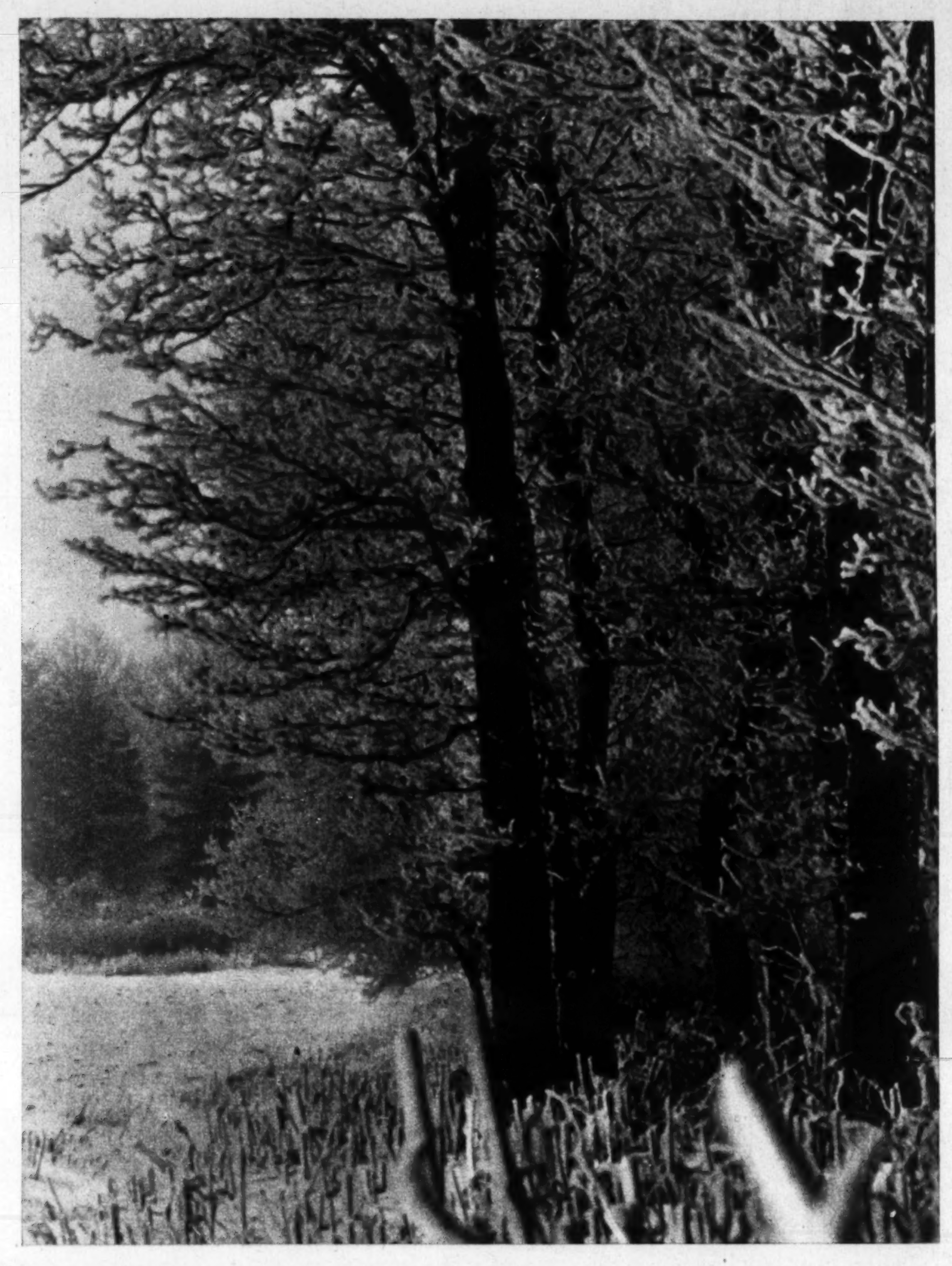
Ich folge der Zwillenspur des Krummen bis zum jenseitigen Waldrande. Da bleibe ich stehen: Gold auf dem Schnee! Unzählige goldbraune, schimmernde Kreuzchen sind auf der glitzernden Schneefläche verstreut. Die Früchte der alten Samenbirken sind es. Ihre zierlichen Fruchtwalzen sind zerblättert und zerzaust; Bergfinken werden hier gefrühstückt haben.

Ein paar Schritte weiter steht eine riesige Eiche. Als ich im Herbst unter ihr ruhte, warfen mir Ringeltauben eine Eichel nach der andern zu: die glatten Früchte waren ihren Schnäbeln entglitten, und klack! lagen sie dicht neben mir im Gras, trafen mein Bein, meinen Hut. In den vergangenen Tagen hat die Eiche, die Mutter des Waldes, die so vielen spendet, Fasane gespeist. Die weiße Decke ist zernarbt von den Tritten der großen bunten Vögel. Ueberall haben sie den Schnee weggescharrt, das darunterliegende Eichenlaub umgewendet und nach den nahrhaften Eicheln gesucht. Solange der Schnee weich ist und nicht zu hoch liegt, ist der Winter noch zu ertragen.

Und weiter wate ich durch den Schnee und schaue und lausche. Ich überrasche das Eichhörnchen bei seinem Vorratsspeicher, beobachte vier Rehe, die sich am Südhange sonnen, freue mich über das zierliche Filigran der Hängebirken und sehe dem feuerköpfigen Schwarzspecht zu, wie er einen morschen



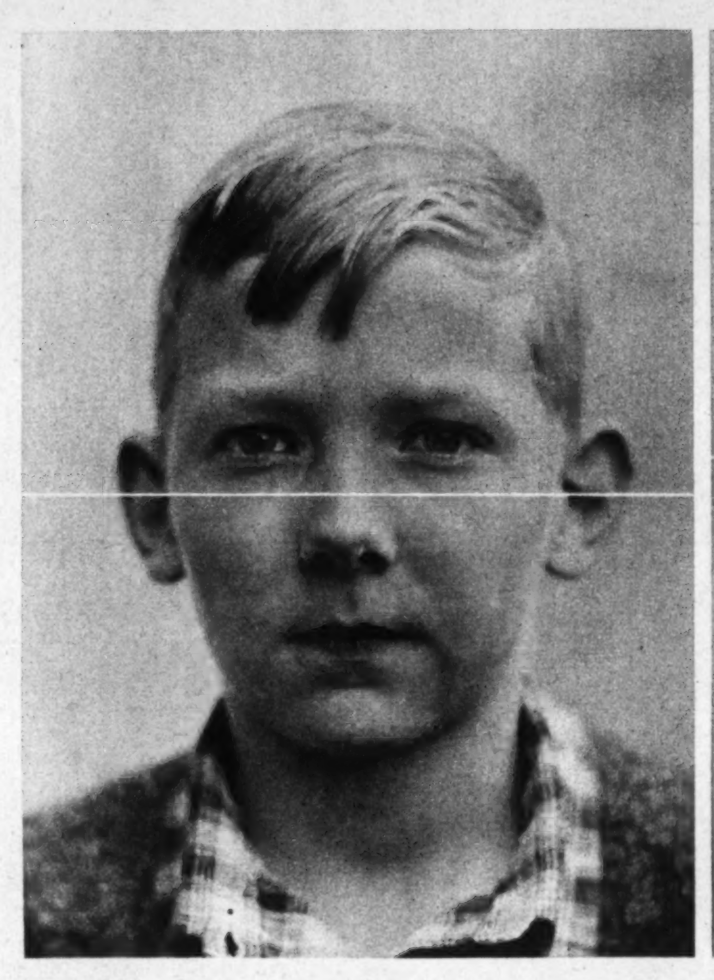
Stubben bearbeitet, daß die Späne fliegen. Da kommt der Förster von rechts her die Schneise herauf. Er trägt einen Rucksack, sein Hund geht neben ihm. „Kommen Sie mit zur Fasananschüttung?" begrüßt er mich freundlich. Schweigend gehen wir nebeneinander her. Ab und zu, wenn dem Winter eine Verzauberung ganz besonders geglückt ist, bleiben wir stehen und schauen und staunen. Und dann geht's hinein in das Fichtendickicht. Es ist schon im Sommer kein Vergnügen, hier hindurchzukriechen; heute aber macht es wahrhaftig keinen Spaß. Schnee rieselt mir ins Genick, füllt mir die Taschen, schiebt sich in meine Jackenärmel und pudert mich so gründlich ein, daß ich wie ein lebendiger Schneemann aussehe. Ich pruste und fauche, weil mir die zurückfedernden Zweige eine Ladung Schnee nach der andern ins Gesicht schütten. Doch nun haben wir es geschafft. Burrr! fliegt mit lautem Gepolter ein schillernder Fasanenhahn auf und schwenkt durchs Geäst. Ein paar Hennen laufen davon. Sie haben es gar nicht eilig; sie kennen den Förster, ihren Freund und Helfer. Da ist die Schüttung. Auf vier kräftigen, hüfthohen Pfählen liegen auf einem Stan-



gengerüst zwei Lagen dichter Fichtenzweige, die durch eine Lage Dachpappe voneinander geschieden sind. Von außen sieht man nur das tief überhängende Grün. Wir scharren mit den Stiefeln den Schnee zur Seite und streuen aus dem Rucksack Spreu, Körner und Beeren unter das Geäst. Unsere bunten Freunde werden sich freuen, wenn sie die leckeren Gaben finden!

Und dann geht es heim.

Freude erfüllt mich und Lebenslust, und meine Augen sind blank und froh. Mir ist, als reichte mir der Winter selbst die Hand, als wollte er mir alle seine Schätze zeigen, seine Geheimnisse und Wunder offenbaren. Und so führt er jeden von uns und möchte, daß wir wieder sehend werden und daß wir lernen, uns auch am Kleinen, Unscheinbaren zu freuen. Vertrauen wir uns seiner Führung an! Wandern wir hinaus in seine blausilberne, weiß-goldene, stille Welt! Gehen wir langsam und nachdenklich! Der Winterwald wird ein Lächeln auf unser Antlitz zaubern und wird es verschönen, sicher, weil auf ihm liegen wird die stille Freude des Herzens und der Schimmer und der Glanz der winterlichen Heimatflur!





Das Lichtbild im Dienst der Rassenkunde

Von Hans Reuter

Aufnahmen: Erich Retzlaff, Enno Folkerts

Ueberall innerhalb der großen deutschen Volksgemeinschaft läßt sich heute unverkennbar ein reges Interesse für alle Fragen feststellen, die sich auf Beurteilung der Rassen-Merkmale und Rassen-Herkunft unseres Volkes beziehen. Bei allem guten Willen fehlt es aber meist an der richtigen Kenntnis aus dem einfachen Grunde, weil in den Schulen bis zum Jahre 1933 Rassen-Kunde als Unterrichtsfach vollkommen fehlte. Aber auch da, wo wir Kenntnisse vermuten können, fällt eine gewisse Beobachtungsunfähigkeit auf, deren Ursache darin liegt, daß der Blick des heutigen Menschen zu wenig bildnerisch erzogen ist. Bezeichnend ist, wie in Gerichtsverhandlungen die Aussagen der Zeugen über Ausdruck des Gesichtes, Form des Kopfes überaus mangelhaft ausfallen, während in anderen Dingen, z. B. Ton der Stimme, die feinsten Unterschiede gemacht werden. Auf diese Wahrnehmungsschwäche ist die große Unsicherheit bei Feststellung der Rassen-Herkunft zurückzuführen, und es ist durchaus keine Seltenheit, daß ein dunkelhaariger Mensch trotz ausgesprochen nordischer Merkmale in den Verdacht kommen kann, nichtarisch zu sein, während z. B. die Fechterin Helene Mayer in Anbetracht ihrer blonden Haare lange Zeit, und zwar bis in das Jahr 1933 hinein, als Urbild des deutschen Mädchens ausgegeben wurde, obwohl bei genauer Prüfung unfehlbare jüdische Merkmale vorlagen.

Diese wenigen Beispiele lassen erkennen, wie sehr es uns doch bisher an jeder Anleitung zum Sehen gefehlt hat. Es müssen aber auch noch andere Einflüsse mitsprechen, die als Nachwirkungen eines liberalistischen Zeitalters unsere Beobachtungen, wenn auch rein unbewußt, bestimmen. So wird man in der Regel an einem Menschen, sofern er nicht ein wirklich ausgesprochen fremdrassisches Aussehen hat, z. B. Asiate, Neger usw. alles andere eher betrachten als seine rassische Zugehörigkeit. Wir sehen in ihm in erster Linie den Vertreter seines Standes, seines Berufes, seines Geschlechtes, ja seiner Heimat, und ganz zuletzt, ob er blond oder schwarz, groß oder klein, breit- oder schmalgesichtig ist.

Wir sehen also, wie schwer es oft ist, den Begriff „Rasse" eindeutig festzulegen. Gewiß bürdet die Beurteilung der rassischen Besonderheiten eine große Verantwortung auf. Schon hieraus ist zu folgern, daß irgendwelche Hilfsmittel, die zur Bestimmung der Rassen-Zugehörigkeit dienen, jeden Zweifel an der Objektivität von vornherein ausschließen müssen. Daher werden wir z. B. niemals eine handgefertigte Zeichnung als vollwertige Unterlage ansprechen können. Hier kommt einzig und allein die Photographie in Betracht als Darstellungsmittel, das auch amtlicherseits als vollwertige Urkunde und Dokument Geltung hat.

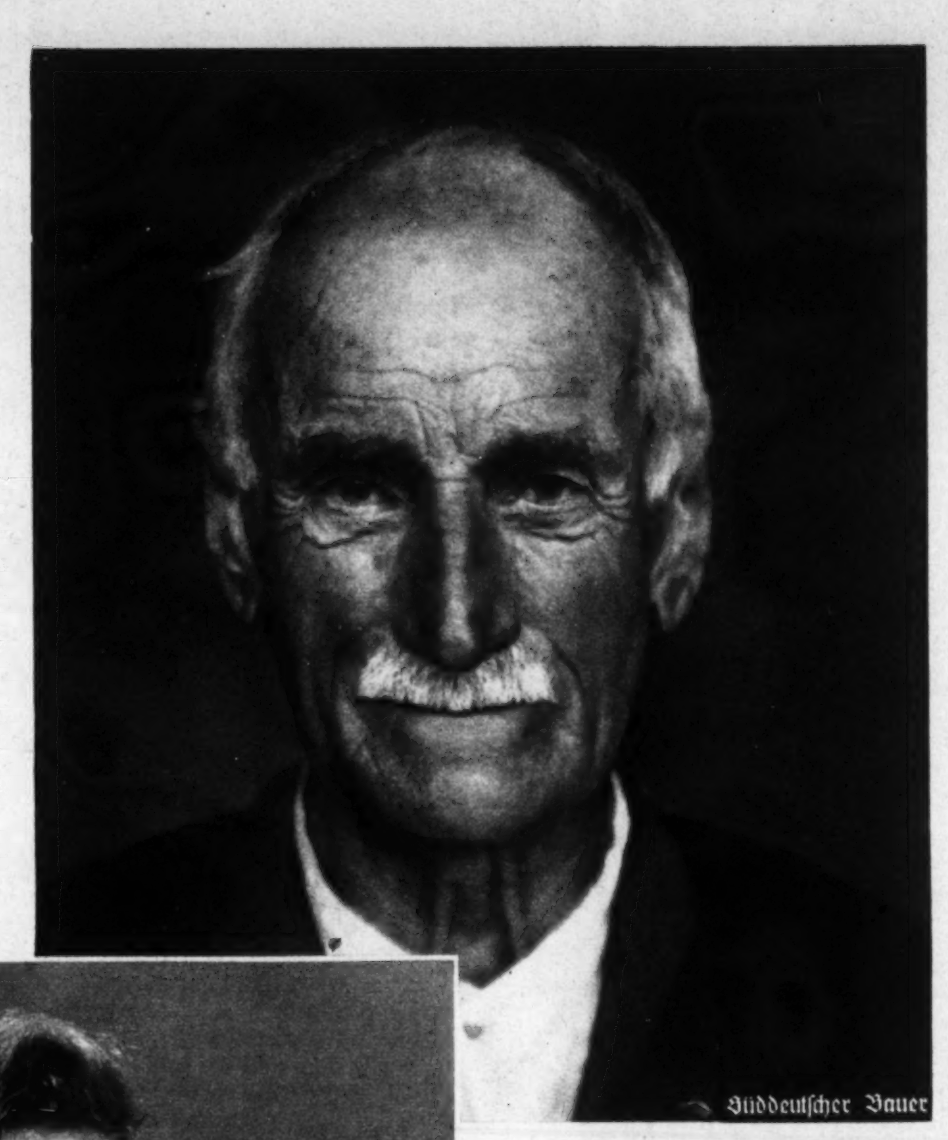
Auf die Mithilfe der Photographie wird man vor allen Dingen dann nicht verzichten können, wenn es gilt, bei Fehlen geeigneter Nachweise die deutschblütige Abstammung zu bestimmen.

Allerdings wird man auf Photos nur in solchen Fällen zurückgreifen, wenn es sich um Personen handelt, die persönlich nicht untersucht werden können, weil es sich um bereits verstorbene Vorfahren oder um aus anderen Gründen schlechthin unerreichbare Personen handelt. Erhöhte Bedeutung hat natürlich die Photographie bei Anträgen auf Gewährung von Ausnahmen von der Mischlings-Gesetzgebung oder bei Genehmigung von Mischlings-Ehen. Bei allen diesen Aufnahmen genügt die übliche Portrait-Aufnahme allein nicht, sie mag auch noch so künstlerisch ausgeführt sein. Nur streng sachlich aufgefaßte Photos, die gleichsam wie ein Spiegelbild die körperlichen Eigenschaften des betreffenden Menschen — Gesichts- und Schädelform, Haar- und Augenfarbe — wiedergeben, sichern erst die Voraussetzungen für die Untersuchungen, die nach jeder Richtung hin einer exakten Nachprüfung standhalten müssen. Dies erfordert, daß alle Aufnahmen nach einem bestimmten Schema vorgenommen werden.

Der Kopf des Dargestellten muß in der Ohr-Augen-Ebene liegen. Diese Kopfstellung entspricht der ungezwungenen Kopfhaltung eines geradeaus blickenden Menschen, der seinen Kopf weder nach links noch nach rechts neigt, sondern ohne Muskel-Anstrengung im gleichen Gewicht hält. Nach Professor Günther, dessen Verdienst es ist, die Rassenfrage zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes gemacht zu haben, ist notwendig, um die gewünschte Kopfhaltung zu erreichen, daß drei Punkte in einer wagerechten Ebene liegen (in welcher bei photographischen Aufnahmen sich dann auch das Objektiv der Kamera zu befinden hat):

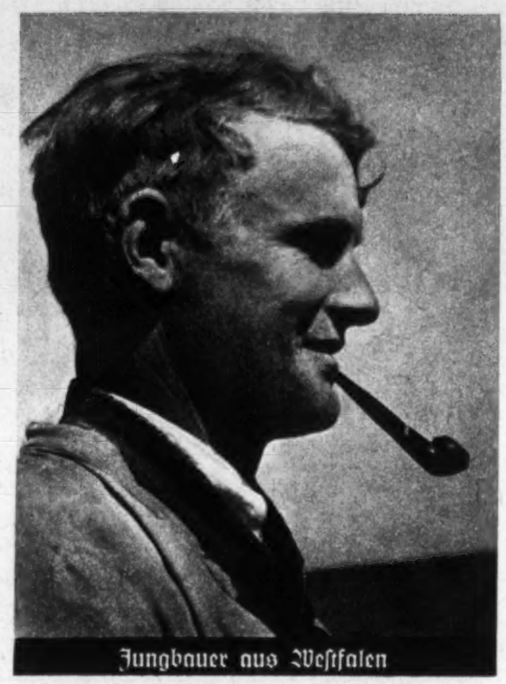
1. Der tiefste Punkt des unteren Augenhöhlenrandes des linken Auges,
2. ein Punkt am linken Ohr, der etwa am oberen Bogenende jenes Ohrknorpels liegt, mit dem man den äußeren Gehörgang zuschließen kann,
3. der entsprechende Punkt am rechten Ohr.

In dieser Haltung ist je eine Aufnahme von vorn und von der Seite aus zu machen — und zwar bei rassekundlichen Aufnahmen stets für die Seiten-Aufnahme die linke Gesichtshälfte zu photographieren. Unter Umständen kann es natürlich — insbesondere wenn beide Gesichtshälften sehr verschieden sind — zweckmäßig sein, beide aufzunehmen. Keinesfalls darf aber, wenn rassekundliche Aufnahmen einer Familie

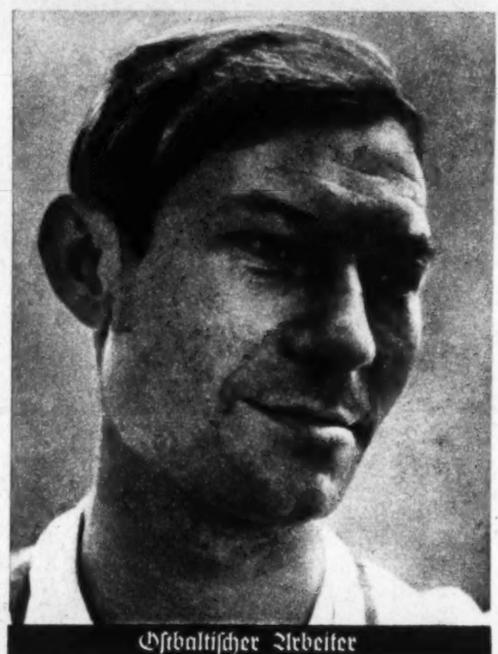


Süddeutscher Bauer

Norddeutsche Sportlerin



Jungbauer aus Westfalen



Ostbaltischer Arbeiter

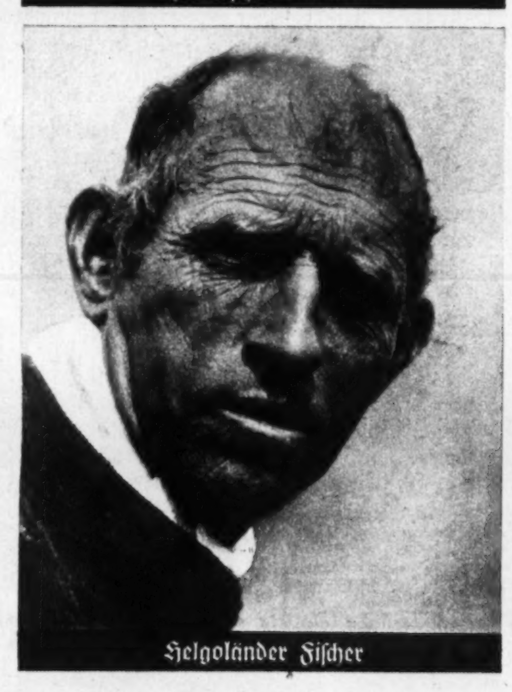
oder Sippe überhaupt Wert haben sollen, jeweils nach dem Geschmack der Beteiligten die „interessantere" Gesichtshälfte ausgesucht werden. Bei unseren photographischen Versuchen werden wir bald herausfinden, daß die Frontal-Aufnahme eines Gesichtes kaum irgendwelcher Vorstudien bedarf, während die Seiten-Aufnahmen sehr bald Unterschiede erkennen lassen — und zwar ist deutlich eine Ungleichheit der Gesichtshälften festzustellen. Diese Ungleichheit der Gesichtshälften ist die eigentliche Ursache dafür, daß die meisten Menschen ihre Aufnahmen unähnlich finden. Sie haben sich daran gewöhnt, nur der interessantesten Seite ihres Spiegelbildes die Hauptaufmerksamkeit zu schenken. Versuche haben ergeben, daß ein aus zwei rechten Gesichtshälften zusammengesetztes Bild bei weitem nicht ein so interessantes Gesicht ergibt als dies bei einem Bild, das aus zwei linken Gesichtshälften zusammengesetzt wurde, der Fall ist.

Von jeder Effekt-Beleuchtung ist abzusehen. Am vorteilhaftesten ist ausgesprochenes Vorderlicht. Wir können dann bei der Einstellung die Schärfe gut beobachten; störende Schatten treten nicht in Erscheinung. Die Einstellung ist scharf, nicht malerisch verschwommen auf die seitliche oder frontale Kopfpartie vorzunehmen. Selbstverständlich ist, daß der Kopf nicht mit einem formverändernden Hut oder dergleichen bedeckt sein darf. Auf den Hintergrund kommt es wesentlich an. Für diesen ist eine ruhige, in sich geschlossene Fläche das Beste, die zudem völlig unscharf gehalten sein soll, damit der Kopf sich in schöner Plastik loslöst. Um dies zu erreichen, braucht man nur mit der größten Blendenöffnung des Apparates zu arbeiten.

Sehr wesentlich ist noch, welches photographische Aufnahme-Material



Das Gesicht des eu



Helgoländer Fischer



Schiffer von der Waterkant



Mädchen aus der Lausitz



des eutschen Menschen

wir verwenden. Bei Kunstlicht ist zu berücksichtigen, daß dieses arm an blauen Strahlen ist und ein panchromatisches Material Blau nur wenig annimmt. Hierdurch besteht die Gefahr, daß blaue Augen zu dunkel, fast schwarz, ausfallen. Daher bei Kunstlicht nur orthochromatisches Material verwenden. Bei Tageslicht wird ein orthopanchromatisches Material oder orthochromatisches Material zu verwenden sein. In Verbindung mit Orthofilm ist allerdings, um ein wässerig helles Aussehen blauer Augen zu vermeiden, noch ein helles Gelbfilter vor das Objektiv zu schalten.

Wenn sich auch unsere verschiedenen photographischen Rassen-Forschungs-Aufnahmen naturgemäß mehr oder weniger im Kreise der eigenen Familie bewegen, so werden gerade diese Art Photos einen unschätzbaren Dienst für die Rassen-Forschung im allgemeinen leisten können, ermöglichen sie doch eine Zusammenfassung und einen Vergleich der zwar blutmäßig zusammengehörenden Menschen, die aber aus mannigfach zusammengesetzten und in sich grundsätzlich verschiedenen Geschlechterfolgen stammen. So können wir, wenn wir unsere Kamera richtig anwenden, Urkunden schaffen, aus denen dann der zünftige Fachgelehrte mancherlei Rassen-Zusammenhänge festzustellen vermag.

Aber auch in der Familienforschung, zur Illustration unseres Stammbuches oder einer Nachfahren-Tabelle können wir unsere Photos verwenden. So ergibt sich schon ein sehr interessantes Bild, wenn man lediglich über zwei oder drei Generationen seiner Familie im Lichtbild verfügt. Für die Beteiligten ist es dann außerordentlich reizvoll, die Vererbung gewisser körperlicher Merkmale über den Zeitraum von fast 100 Jahren zu verfolgen.


Westfälische Jungbäuerin


Mädchen aus Oberbayern


Weberlehrling aus der Eifel


Oberbayer


Sportlehrerin aus Brandenburg



Aufnahme: Dr. Weller (Bavaria)

Auch sie sind Weltreisende!

Weltenbummler, die die ganze Welt durchreisen, begegnen uns Menschen des Binnenlandes selten. Wann begegnen wir einem von ihnen, mit dem wir eine Stunde interessant verplaudern können, um aus seinem Munde fremde Länder und ihre Bewohner kennenzulernen? Aber neben ihnen gibt es wirklich Globetrotter, die sich von Zeit zu Zeit in unserer Wohnung einfinden, denen wir aber in den meisten Fällen nicht die Beachtung zukommen lassen, die sie verdienen. Sie erzählen von fernen Städten des Reiches oder anderer Länder, von besonderen Bauwerken, großen Ereignissen, bedeutenden Männern aus der Kunst oder Staatsführung des Landes, von der Sorge um die Wohlfahrt der Bewohner, besonders der ärmsten unter ihnen, von hohen Festen, die gefeiert wurden, von neuen technischen Errungenschaften und von vielem anderen. Uns aber sind sie vielleicht nicht einmal wert, daß wir ihnen ein paar Augenblicke, wirkliche Augenblicke, gönnen. Wir werfen sie oft genug gleich ins Feuer oder in den Papierkorb. Liegt das daran, daß sie so klein von Gestalt sind? Oder haben wir sie als interessante Plauderer noch niemals kennengelernt? Dann wäre es wahrhaftig hohe Zeit, daß wir uns ihrer ein wenig liebevoller annehmen.

Diese kleinen oft unbeachteten Weltreisenden sind die Briefmarken. Und doch gibt es auf der Welt nichts, was so zielstrebig von Tausenden und Abertausenden gesammelt wird, wie Briefmarken.

Als wir noch jung waren und zur Schule gingen, haben die meisten von uns sie eine Zeitlang gesammelt. Unsere Kinder tun es heute vielleicht ebenso. Da wurde alles erworben, was zu erreichen war. Und dann ging das Tauschen los. Die Zahl der Marken, die einer besaß, war für uns das Kennzeichen für den Wert seiner Sammlung. Zu Weihnachten oder zum Geburtstage wünschten wir uns dann ein Album, in das die ersten Schätze eingeklebt wurden. Mancher legte dabei große Sorgfalt an den Tag. Die meisten aber reihten Marke an Marke, ohne Rücksicht auf die Serie, zu der die einzelnen Werte gehörten. Sie störte es nicht, daß Zwischenwerte und höhere Werte einer Serie in ihrer Sammlung fehlten. Der Eifer war zu groß und — meist auch noch falsch geleitet. Dabei kann eine Briefmarkensammlung sehr wohl ein Erziehungsmittel sein und gleichzeitig zu einer Sparkasse werden.

Damit beide Zwecke bei den Kindern erreicht werden, möchte ich mich in meinen Ausführungen an die Eltern wenden, deren Kinder auch Briefmarken sammeln.

Die erste Frage wird für sie sein: *Welche Marken soll ich sammeln?* Wer sich mit der Absicht trägt, alle Briefmarken aller Länder und aller Serien zu sammeln, vergißt, daß er dann mehrere Millionen Mark besitzen müßte, um die bis heute erschienenen rund hunderttausend Briefmarken zu bezahlen. Ein wirklicher Sammler entscheidet sich deshalb zweckmäßig für die deutschen Marken und für die Marken aus höchstens zwei oder drei anderen Staaten, aus denen er bestimmt von Verwandten oder Bekannten die erscheinenden Marken aller Werte fortlaufend erhalten kann. Eine Sammlung der seit der Machtübernahme allein in unserem Vaterlande erschienenen Marken umfaßt bereits mehr als 40 Serien, die zum Teil schon erstaunlich teuer geworden sind.

Immer wieder muß sich aber der Sammler bewußt sein, daß der Wert seiner Sammlung nie und nimmer in der Zahl der gesammelten Marken liegt, sondern darin, ob die Sammlung die einzelnen Serien, die erschienen sind, vollzählig enthält, also auch die höheren und teueren Werte, und darin, ob nicht nur die üblichen Markenserien in ihr stecken, sondern auch Seltenheiten, die nicht jeder besitzt. Solche Seltenheiten sind z. B. die Nothilfesätze der verschiedenen Jahre (WHW.-Briefmarken), die Zeppelinflugpostmarken Ausgabe 1928/31, die auch mit Sonderaufdrucken zur Polarfahrt des Zeppelin 1931 und zu seiner Fahrt zur Weltausstellung in Chicago 1933 erschienen sind, endlich die augenblicklich noch gültigen Flugpostmarken des Deutschen Reiches zu 1, 2 und 3 RM.

Oft begegnet man der Ansicht, daß nur gestempelte Briefmarken gesammelt werden. Das trifft keineswegs zu. Erfahrene Sammler legen auch Wert auf ungebrauchte, postfrische Serien. Bei ihnen ist aber darauf zu achten, daß die Gummierung auf der Rückseite erhalten bleibt, wie ja auch bei jeder einzelnen Marke ihre Sauberkeit und Unversehrtheit entscheidend sind für den Wert. Ungebrauchte Marken sind aber, das sei noch vermerkt, oft bedeutend teurer als gebrauchte.

Seit einigen Jahren verwendet die Post bei besonderen Gelegenheiten Sonderstempel. Kein Wunder, daß es Sammler gibt, die sich mit Rieseneifer darauf gestürzt haben und Wert darauf legen, jeden Sonderstempel zu erwischen. Ich bin der Ansicht, daß das interessant sein mag, aber aus verständlichen Gründen heraus von den meisten Sammlern nicht mitgemacht wird. Daß sich die Sammler bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten bemühen, den Sonderstempel zu erhalten, wird dadurch nicht abgestritten. Solche wichtigen Gelegenheiten sind z. B. die Nordpolfahrt des „Graf Zeppelin", die Olympiafahrt des „LZ.-Hindenburg", das Staatstreffen Mussolini-Hitler. Wer möchte nicht z. B. Briefumschläge besitzen, die diese Luftschiffreisen mitgemacht haben und auf denen diese wichtigen und seltenen Ereignisse in Sonderbriefmarken und Sonderstempeln festgehalten sind! Verbreiteter ist aber das Festlegen auf bestimmte Gebiete. So sammelt mancher die Briefmarken aus den im Weltkrieg von deutschen Truppen besetzten Gebieten, die Marken der Abstimmungsgebiete, Luftpostmarken aus aller Welt, Zeppelinmarken. Würden nicht auch Sammlungen, die auf Ausstellungen hin und wieder zu sehen sind, jedermanns Interesse finden, wenn z. B. „der Sport auf den Briefmarken der verschiedenen Länder" dargestellt ist oder die „Nothilfe in den europäischen Staaten" oder die „Verkehrsmittel in der Philathelie"?

Ein Kapitel für sich sind auch *Fehler auf Briefmarkendarstellungen.* Der Setzkastenkobold treibt sich natürlich auch beim Druck von Briefmarken da herum, wo er nicht sein soll. Fehler, die er verschuldet hat, sind z. B. falsche Jahreszahlen, falsche, kopfstehende, eingeschobene oder verwechselte Buchstaben, nach links statt nach rechts geöffnete Hakenkreuze beim Wasserzeichen usw. Wenn wir in der Schule Fehler machten, spürten wir häufig die Handschrift des Lehrers. Fehler in unserer Berufsarbeit werden auch meist mit einer Rüge quittiert. Fehler auf Briefmarken sind dagegen recht oft Kostbarkeiten, die wegen ihrer Seltenheiten höchste Werte einer Sammlung darstellen.

Unsere Briefmarken finden ihren Platz im *Album.* Dazu wählen wir eins aus, das mit auswechselbaren Seiten versehen ist und in das wir später immer wieder neue Seiten einheften können. Ein tüchtiger Junge ist auch sehr wohl in der Lage, sich auf hellfarbigen Zeichenbogen unter Benutzung bunter Tinte selbst die Albumseiten anzufertigen. Das erzieht zur Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Sauberkeit, Präzision, ist geschmackbildend und erhöht die Freude am Werk. Zu jedem Album gehört eine Pinzette, mit der die Marken angefaßt werden. Die Finger werden dazu nicht benutzt! Lupe und Wasserzeichensucher helfen, versteckte Feinheiten und Fehler entdecken. Gute Falzen dienen dazu, die Marken im Album zu befestigen. Ueberzählige Marken, die beim Tausch gute Dienste leisten, werden in wasserhellen Umschlägen aufbewahrt. Der Tausch geschieht natürlich nur bei unerfahrenen jungen Sammlern Zug um Zug. Ein gewissenhafter Sammler kennt den Wert des Stückes, das er haben möchte und den Wert der Marken, die er dafür gibt. Ist er Mitglied der Deutschen Sammler-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", so hat er die Gewißheit, ehrlich und schnell zum Tausch zu kommen.

Eine gut geordnete Sammlung, die die einzelnen Serien *vollständig* enthält, hat für den Eigentümer nicht nur Liebhaberwert, sondern stellt auch tatsächlich *eine gute Kapitalanlage* dar. Für einen Zehnmarkschein bekommt man immer nur den Gegenwert von zehn Mark. Briefmarken dagegen vervielfachen ihren Wert oft in wenigen Jahren. Ein Briefumschlag z. B., den ein Sammler für die Nordpolfahrt des Luftschiffes „Graf Zeppelin" 1931 mit den Sondermarken im Gesamtwert von sieben Mark frankiert hat, kostet heute genau das Zwanzigfache, also 140 Mark. — Die WHW.-Marken des Jahres 1933 stellen Bilder aus Richard Wagners Meisteropern dar. Der Verkaufspreis für die sieben verschiedenen Marken war zwei Mark. Heute sind sie nicht unter 25 Mark zu erhalten. Und wie oft sind sie nicht einfach unbeachtet geblieben und einfach weggeworfen worden.

Es ist selbstverständlich, daß solche Steigerungen nicht die Regel bilden. Aber sie geben zu erkennen, daß neben dem ideellen Wert auch ein materieller Vorteil winkt. Er wird aber bei Sammlern nur an letzter Stelle wirksam sein, denn wirkliche Philathelisten vermögen sich trotz der gewaltigen Steigerungen nicht von ihren Schätzen zu trennen, weil sie ihnen liebe Freunde geworden sind, die ihnen phantasievolle, frohe, gewinnbringende Stunden verschafft haben.

Fritz Küpper.



18. Fortsetzung

Die solche Dome bauen, die gärtnern sozusagen das Unsichtbare, den Feiertagsgarten. Das sind die gebildeten Leute, die die Geheimnisse wissen, den Sinn, das Inwendige sozusagen. Wieso die Sträucher Beeren tragen, wieso die stacheligen Haare entstanden sind, die auf manchen Pflanzen den Regen festhalten, und wieso das Erdreich innen so lebendig ist. Solche Leute wollen dann Blumen haben. Man muß ihnen Blumen extra züchten, und das hat sicher ebenfalls seinen Sinn.

Solche Gedanken machte er sich in anderen Tagen nicht allein; Franz Kahle half ihm dabei, Lina steuerte ein bißchen, damit man hübsch am Ufer blieb, und außerdem war das Domino da.

Nun aber die Söhne. Es war schon recht. Lina dachte an ihre Eitelkeit, aber unter der Eitelkeit saß noch mehr, und dieses Verborgene hatte auch ihm gefallen können. Darum war aus Hans ein Doktor geworden, Werner war Lehrer geworden, er selber und Lina waren sozusagen das Erdreich gewesen. Nun ist es ausgesogen, es muß umgepflügt werden, die Kraft ist heraus. Wenn die Kraft heraus ist, ist das Ende da. Noch nicht ganz das Ende, aber das Ende immerhin. Er bekam hohle Backen, Aederchen in der Haut marmorierten sein Gesicht, seine Hände hatten dicke, knorrige Knoten in den Gelenken. Die Hände verfielen überraschend schnell.

„Es geht nicht mehr", gestand er, und mit diesen Worten überkam ihn die neue Erkenntnis rasch wie ein Wolkenzug vor dem treibenden Winde. „Es hat gar keinen Zweck, Lina. Einmal müssen wir alle aufhören. Es wird nichts mehr."

Er lauschte ängstlich und stöhnte bekümmert in sich hinein, als Lina nun nicht einmal stritt. Wenn selbst sie das zugab, dann war es so.

„Wir werden wohl alles verkaufen müssen", sagte er, im Bett liegend und endgültig geschlagen. „Umkommen werden wir nicht, hoffentlich. Ich meine nämlich, daß es nun Zeit ist für die Kinder, daß sie für die Eltern mal etwas tun."

Er stand zwar wieder auf, eher, als der Arzt es ihm erlaubt hatte, aber er wußte selber, daß es nur ein Abschied war. Er trug jetzt seine dicksten Stiefel, ließ sie von Boddien stets gut erhalten und saß sogar in Frieden in der Schusterstube. Im Garten trug er die Joppe am Halse gut zugeknöpft, und zu Abend wurde gegessen, bevor die schlimmste Feuchtigkeit heraufgekommen war.

„Du wirst dich noch zu Tode racksen", schimpfte Kahle. „Du bist ein verdrehter Dickkopf, du sagst nichts, aber du stiebelst eigensinnig immer durch den Dreck, wie damals im Felde, wo ich dir zehnmal habe sagen können: Es ist dicke Luft hier, Oskar; laß andere sich freiwillig melden! Aber nein, er geht hin und macht es. Und nun bist du ausgedient. Guck mich an", rief er, „ich bin noch rüstig!"

Dabei stand er selber nur auf mageren alten Beinchen. Nur die weiten Hosen gaben ihm den markigen Anstrich.

„Hast ja kaum noch Haare auf dem Kopf", sagte Oskar verächtlich und griente sich eins. „Du bist viel älter als ich."

„Viel älter? Ein Jahr. Aber ich rackse auch nicht mehr, ich mache auch nicht mehr. Ich habe meinen jungen Mann dafür, ich teilhabere bloß noch, ich gucke bloß nach, daß mir der Hund nicht meine eigene halbe Hälfte aus der Suppenschüssel wegschlabbert. Du mußt verkaufen, Oskar, du mußt sogar b a l d verkaufen. Und wieso? Weil du deine Söhne hast. Das ist es. Jetzt laß sie mal bluten, jetzt laß sie mal antreten. Sie werden nicht gerne wollen, das sehe ich schon zuvor, aber sie werden es müssen, Oskar, denn es gibt Paragraphen dafür."

Es war ihm eine Wonne, am folgenden Abend die Paragraphen mitzubringen, eifrig herausgeklaubt aus dem Bürgerlichen Gesetzbuche und mit der Faust trotzig behauen.

„Was du da redest", sagte Oskar tief beleidigt. „Du hast ja immer bloß deinen Haß. Ich brauche da bloß hinzuschreiben, dann wirst du sehen."

Es quälte ihn furchtbar, daß er solche Briefe würde schreiben müssen. Wenn er alles verkaufte, in diesen Zeiten noch dazu, würden ihm nur ein paar Tausender bar verbleiben. Das Haus mußte er weggeben, denn ohne das Haus war der Garten nicht zu gebrauchen, und das Haus war schon lange nicht mehr aufgefrischt worden. Die Hypotheken, die Zinsen, die Abgaben und das Alter.

„Da brauchst du dich noch nicht zu schämen?!" brüllte Kahle ihn an, denn ohne Gebrüll und Augenrollen und Funkeln läßt sich so eine Sache bei Oskar nie klar genug machen. „Hast du ihnen nicht alles hingegeben, was du hattest? Hättest du nicht sagen können: Erst mal ich und Lina? Nun hast du ihnen deine Knochen und dein Fett und dein Fleisch gegeben, davon sind sie stark und übermütig geworden und rauchen Zigarren — Du schreibst ihnen einfach: so und so! Und alle Monat pünktlich! Und dann zieht ihr in die beiden kleinen Stuben hier unten und laßt euch bloß die Küche noch neubauen. Was brauchst du denn? Tabak brauchst du. Na, und was braucht Lina? Kaffee wird sie brauchen, aber das ist alles nur dünne Brühe, die kostet nicht viel, und abends spielen wir Domino und gehen um zehn zu Bett. Du wirst doch einen finden, der dir das abnimmt?"

„Du meinst . . .?" fragte Oskar, freudenbang wie ein Kind und wiederum angstvoll wie ein Sünder, der sich auf einen Samtsessel setzen soll. „Aber wenn nun einer das Land nicht kaufen will, ohne daß er das Haus dabei hat?"

Ihm selber war es sein Leben lang unnatürlich vorgekommen, in einer Mietwohnung hausen zu sollen. Die schweren Sorgen kamen ihm.

„Was meinst du, Lina?"

„Du mußt es ja wissen", sagte sie. Das war ein banges, böses Zeichen. Ein Trost nur, daß einstweilen heute noch der Herd dastand, und daß es Kaffee gab. Auch rauchen mußte er jetzt. Und fernab schien sich eine Hoffnung zu erheben. Vielleicht verkaufte er doch nicht. Aber dann wieder . . . wenn der Herbst erst richtig gekommen war, Oktober mit schneidendem Ostwind, und die klamme, reißende Nässe im Boden . . .?

„Du kannst ja mal hingehen", ermunterte Kahle. „Dein lieber Sohn Werner, der wohnt ja am nächsten." Er sagte es trotzig und frech und guckte Lina getrost an. Mit seinem starren Genick saß er ungebrochen da und wünschte zu wissen, ob Lina ihn vielleicht wieder einmal hinausschmeißen würde. Er lachte in sich hinein vor Mißachtung. Und Lina, tatsächlich, reckte sich auf und sagte:

„Solche Reden, Herr Kahle, die sollten Sie lassen. Unser Sohn weiß schon, was er zu tun hat."

„Ich kann ja mitgehen", erbot sich Kahle. „Innen rein gehe ich nicht, das wünscht der Herr Rektor nicht, aber draußen kann ich warten und mir dein Gesicht ansehen, Oskar, wenn du rauskommst."

Der Gedanke regte ihn so lustvoll an, daß er eine Prise nehmen mußte. Er schüttete sie aus der Dose in das magere, harte Grübchen am Handgelenk und schnoff sie rasselnd hoch.

„Denn man zu", sagte er putzmunter. „Du kannst ja auch nach Magdeburg einen Brief schreiben. Möglich, daß du mit einer Antwort beehrt wirst.

Manche Leute werden mit einer Antwort nämlich nicht beehrt."

Und doch tat es ihm leid, daß sein Freund Oskar ihn so todtraurig ansah, mit einem wahren Hundeblick.

„Ich will dir wünschen, daß ich mich überall irre", knurrte er, „aber der Jüngste, das ist der Beste. Gib es man zu, Lina."

Sie würde es nie und nie zugeben. Es war zwar so, aber nun gab sie es erst recht nicht zu. Sie ließ beinahe den heißen Topf hinfallen, nur um sich gegen Kahle aufrecken zu können. Man muß sich heute noch die Augen aus dem Kopf schämen, wenn Hermann angestoppelt kommt, so groß, so breit, so gewöhnlich und trägt seine Pakete in Zeitungspapier eingewickelt, ganz gleich, wie groß sie sind.

„Sie wollen bloß sticheln", sagte sie zu Kahle, „aber sticheln lassen wir uns nicht."

Kahle mußte wieder einmal verreisen, ohne daß sie es zugegeben hatte. Er ärgerte sich, und sie freute sich. Oskar sah dumpf und bang, aber längst ohne wirkliche Angst dies alles mit an.

„Komm morgen man wieder", war sein Wort, und die Ruhe und Zuversicht darin waren eisern.

Drinnen schimpfte Lina: „Er ist ein gnietschiger alter Hund, er hat einen Haß auf die Kinder."

Aber das waren nur noch Worte, so gut bekannt wie der Riß im Rücken der Sieben. Lina war zu munter, sie gab sich nicht. So oft Leute kamen, die sich Haus und Garten besehen wollten, war Lina die Grimmige. Dreißigtausend Mark wollte sie haben, aber schon zwanzig waren mehr als genug. Ihr Mann stand stille zusammengebückt daneben und litt Schmerz. Zuweilen kamen rasch umherschauende, nur nach dem Vorteil trachtende Geschäftsleute, Makler und Zwischenmänner, die auf Eigentümergefühle und ähnlichen Zimt nicht achteten — edel genug, daß sie nicht Witze rissen — und alle diese Menschen besahen sich Haus und Garten, klopften, probten und scharrten hier und da und wollten Auskünfte haben, die sie dann ins Notizbuch schrieben. Er, der Alte, sollte ihnen Angaben machen. Also wie ist das mit den Gewächshäusern hier? Und dann lachten sie über seine schöne Zisterne, selber gegraben, alles selber abgedichtet, eine Zisterne, die gut war. Und die Büsche, die Obstbäume, die alte schöne Linde. Achtzehntausend wollte ihm einer bieten.

„Raus", sagte er nur. Nur dieses eine Wort, weil er fürchtete, in der nächsten Sekunde beim nächsten kleinen Wort mit der Faust zuzuhauen.

Und dann gab er es her für einundzwanzig. Sechzehntausendachthundert machten allein die Hypotheken aus. Und damit war er fertig. Es gab ihm einen solchen Ruck, daß er fortan krumm blieb. Der Neue brauchte das Haus für sich allein. Nun mußten er und Lina auf die Suche nach einer Mietwohnung gehen, und hier wurde seine Angst vor dem Leben größer als der Schmerz um den Auszug. Wie würde sich Lina je an andere Leute gewöhnen, nachdem sie ein Leben lang hatte denken und sagen können: „Hier wohne ich! Das ist alles mein eigen! Heute wasche ich; hier hänge ich auf; hier gieße ich das Spülwasser hin; hier stehe ich, hier bin ich und hier mache ich, was ich will?!"

Er faßte dies alles nicht, er begriff nur, daß sehr böse Schwierigkeiten kommen würden, die nicht zu meistern waren. Es ging in ihm um wie das Schleusenwasser, das am Wall niederbrauste. In zwei Monaten sollte er kein Mensch mehr sein. In zwei Monaten sollte die Stadt ihn irgendwo aufgeschluckt haben als einen kleinen, alten Mieter, und wenn er je hierher spazierenging, würde das Haus aufgearbeitet sein, der Zaun erneuert, fremde Gesichter würden sich zeigen, ein fremder Hund würde ihn verbellen, und überall würde ihm die Welt zugeklappte Fensterläden zeigen. Geh weg, du wohnst jetzt nicht mehr hier.

Kahle hatte es klüger gemacht. Dessen Tochter war versorgt, und Kahle blieb Kahle. Der würde da sterben, wo er geboren war und gelebt und gearbeitet hatte, bis zuletzt immer schön drin in seinem Kampfergeruch, in seinem Hause, in seinem Reich. Nach dem Tode konnten sie ihn ja hinaustragen, mit den Füßen voran über die abgeschabte, abgewetzte, aber bis zuletzt eigen gebliebene Türschwelle hinaus. So war Kahle.

„Lina, was sagst du nun?"

Sie giftete ihn höllenböse an: „Laß mich in Ruhe!"

Das hieß, daß auch sie sich keinen Rat wußte. Er nickte ihr stille zu, gedankenvoll und krumm.

„Ja, ja", sagte er. „Also dann in zwei Monaten."

Er hatte keinen Mut, zu Werner zu gehen. Nicht Kahle hielt ihn davon ab, denn über Kahle hätte er ebensogut lachen können, aber er hatte den Mut nicht, nach draußen hinaus in die neue, harte, gesichtslose Siedlung zu gehen, die rechtwinklig und ohne Gefühl in die grüne Natur hineingesetzt worden war. Um jeden Baum ein Steinkranz herumgelegt, um jeden Stamm ein Drahtgitter. Er ging nicht. Seine Schwiegertochter Sophie war ihm so gut wie fremd. Sie würde ihn in die gute Stube hineinführen und das Wischtuch gleich vom Haken nehmen. Dann würde der Sohn ihn aufgeregt und erschöpft ansehen, hin und her rennen und ihm zuletzt wie in Verzweiflung sagen: „Gewiß, gewiß!"

Vielleicht hatte Gott ein Einsehen und ließ ihn und Lina sterben, bevor die Viertausendzweihundert alle waren. Und vorher noch ein bißchen Sonnenschein an den warmen Tagen.

An Hans konnte er nicht schreiben. Ein Bogen Papier war etwas Unmögliches. Da soll nun der Vater an den Sohn einen Brief schreiben. Das war ihm zu verrückt. Und wann hatte Hans sich sehen lassen? Einmal vor drei Jahren. Vor vier Jahren, vor fünf Jahren? Es war lange her. Die Schwiegertochter war nicht mitgekommen, nur das Enkelkind, aber das war so zierlich und gebrechlich gewesen und hatte ihn aus großen, schwarzblauen Augen klug angesehen . . .

Der Beste war Hermann, aber zu Hermann konnte er nicht gehen. Wenn er ihm Gemüse geben konnte für Tabak, einen Bund Kohlrabi für den billigen Kaffee, dann war das recht, aber alles andere wäre unrecht gewesen. An Hermann war zuviel gesündigt worden.

Es blieb wirklich nur übrig, daß Gott ihn zu sich nahm, ehe die Viertausendzweihundert alle waren. Oder viel eher schon, denn was soll man noch leben als Mieter zwischen Leuten, die alle Tage Angst und Eile haben und keine Rücksicht kennen?

Nun waren es nur noch sechs Wochen. Es hatte gar keinen Wert, daß Kahle ihn anfeuerte. Das mußte Franziskus doch selber sehen. Siehst du, Franz, du rennst, aber das viele Rennen hat keinen Zweck. Du bist ja selber schon alt, du hast ja keine Haare mehr, du kommst ja selber bald hinter die Mauer.

Es kam ihm immer schöner und tröstlicher der Gedanke, sich hinter der Friedhofsmauer einen Platz zu suchen. Er wollte nicht gehen, es zog ihn, es stieß ihn wieder zurück, und schließlich ging er heimlich, ohne daß Lina es wußte, und draußen zwischen den Gräbern atmete er auf. Hier war es so schön, daß man alles vergessen konnte. Hier wuchsen zarte, junge Bäumchen zwischen uralten Riesen, hier blühten die kleinen Blumen, die er so fleißig gezogen hatte, hier fand alles seine Zuflucht. Hier draußen würde er auch einmal ruhen, Lina auch, Kahle auch, obwohl man Kahle damit sicher noch nicht kommen durfte. Er hatte eine schöne, feine, heitere Empfindung wie jemand, der mit stiller List alle Klippen hinter sich gebracht hat. Hier also begruben sie ihn, der Pastor redete, Lina würde ja weinen, Kahle nicht, der würde höchstens die Leute angrobsen, und dann trat der Kriegerverein an, und sie schossen hallend und ballernd einmal, zweimal, dreimal, und nachher spielten sie den lustigen Heimkehrmarsch, der für das Leben war. Er aber würde dann schlafen.

*

Der alte Kahle segelte beinahe Tag für Tag um die Ecke am Torweg zu Zeisigs Zentralmagazin und fragte nach Mellenbeck. Die Arbeiter und Angestellten kannten ihn schon. Es machte ihnen Spaß, den alten Knaben jedesmal fragen zu lassen. Dann riefen sie laut nach Mellenbeck, Mellenbeck kam dann, und der Alte zog ihn so wichtig und geheimnisvoll in einen Winkel, daß es schon eine Lust war.

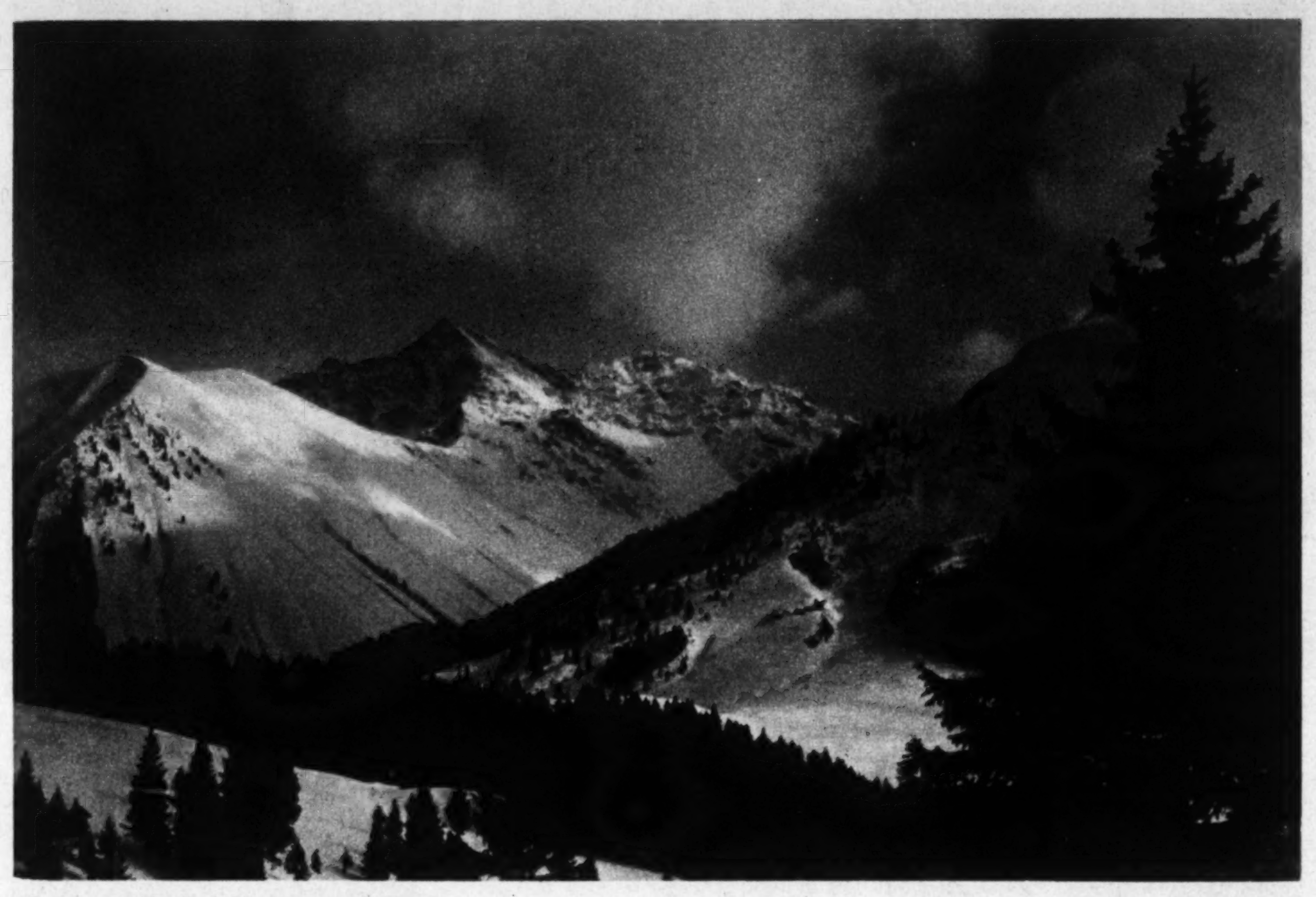
Und Kahle gab sich keine Mühe mehr. Er war klein geworden, er klagte.

„Es ist nicht das Geld", wimmerte er und schnupfte dazu, „aber es ist das Haus. Du kennst ja deine Mutter. Das ist ein Drachen. Ich möchte sie nicht geschenkt haben. Nun sieh dir das bloß an. Sieh dir das an, Hermann. Du bist doch immerhin der Sohn!"

Und danach kam der zweite Vers.

„Ich würde ja gerne sagen: Zieh rein zu mir, Oskar! Aber ich habe selber bloß zwei Stuben, denn das andere hat der Teilhaber."

Dies alles kannte Hermann schon. Man muß es wohl lernen, wenn man es hundertmal gehört hat. Es war aber sein Grundsatz, unerschütterlich in den Stiefeln aufrecht zu stehen und lieber zuzuhören als mitzureden.



Roter Stein bei Berwang (Tirol) Aufnahme: Erich Hoppe

„Das Geld ist es nicht", beteuerte Kahle. „Ein paar Tausender haben sie ja, und wenn es alle ist, gibt Kahle gern alle Monat seine drei Groschen dazu."

Nein, das Geld war es nicht.

„Und das ist schade", jammerte der alte Plänemacher und sah den Großen listig versuchend an, „denn wenn sie überhaupt nichts hätten, könnte man klagen, oder die Stadt würde klagen. Hermann, ich wollte nie im Leben je wieder eine einzige Prise Schneeberger zu mir nehmen, wenn ich dafür das Vergnügen genießen könnte, daß Oskar zum Amtsgericht geht und läßt die Stadt wegen Wohlfahrtsalimente klagen gegen den Rektor und gegen den Doktor. Aber er tut es nicht, er macht es nicht. Lieber legt er sich hin zum Sterben, als daß er da hingeht."

Und Hermann sagte immer noch nichts. Er sah sich nur den kleinen Kahle an, der vor ihm zappelte und das Letzte noch nicht herausgelassen hatte. Die Spatzen umher pickten in der Streu nach den wenigen Körnern Futtergerste, die Tauben flatterten weiß und warm auf die Balken hinüber und herüber, und Hermann Mellenbeck stand immer noch wie ein Turm, sah verdrückt aus und konnte sich nicht entschließen.

„Also, Hermann, wie ist das nun?" flehte der Alte.

Ja, nun muß es wohl gepfiffen und gesagt sein. Das war bitter. Hermann kratzte sich am Hinterkopf und besann sich schwer.

„Es ist wegen Anna. Sie wissen es ja." — „Ja", gab Kahle zu, „Herrgott, deine Mutter ist wirklich ein Biest, und leicht ist das nicht."

Und so ging er wieder, und so kam er wieder. Hermann Mellenbeck fegte den Hof. Er ging jetzt öfter zu Kaufmann Söttje, denn ein kleiner Schnaps zwischendurch macht das Hirn klar und verleiht auch Mut, aber zwischen Söttjes Laden und Annas Küche war ein weiter Weg, und der Schnapsmut reichte über den Weg nicht hin.

„Anna", fing er an, „ich muß mit dir reden, Anna."

„Wegen was?" fragte sie und sah ihn scheußlich unbefangen an. Das ist nun schlimm, wenn man so angesehen wird.

Er sagte: „Es ist bloß wegen der Waschküche. Muß da der Fußboden neu?"

Aber das glaubte ihm Anna nicht, obwohl er sein Gesicht auf dumm, getreu und schläfrig stellte.

„Du machst Geschichten", sagte sie sofort und sah ihm in die Augen.

Er ging langsam weg, vor Mühe ächzend. Am letzten Tage, der noch möglich war, sagte er kurz: „Du mußt die große Hinterstube einräumen, Anna. Wir nehmen die Eltern hier herein." „Was? Deine Mutter?"

Er war froh, daß es nun losging.

„Sieh mal, Anna . . ."

Nein, das wollte sie nun durchaus nicht sehen. Ei Wetter, was für Worte sprudelte sie in ihrer Selbstgerechtigkeit hervor. Erstens dieser Hochmut, dieses gebrannte Herzeleid, und damals, als wir auf dem Wall spazierengehen mußten bei dieser bitteren Kälte, diesem Wind . . . Und bis heute sind wir ihr nicht gut genug gewesen. Und dieses Haus hier, diese Küche, diese Stube, das ist alles von mir so aufgebaut worden, mein eigenes Reich ist das, und das soll hochgehen? Denn deine Mutter, die kennst du ja. Zu deinem Bruder kann sie ziehen, zu dem Lehrer, der hat damals alles bekommen, der kann heute etwas geben. Und du, du bist der Dumme. Siehst du das gar nicht ein? Der Vater, das mag gehen, aber deine Mutter — eher gehe i ch!

„Aber Anneken, Mutter ist doch schon lange nicht mehr so!"

Sie sah ihn mit Verachtung an. Er wußte nie etwas, er wußte noch nicht einmal, daß es ganz gleichgültig war, ob Mutter sich geändert hatte oder nicht, denn Frauen vergessen nie. Da können Jahre vergehen und Länder und Meere sich verlegen aber Frauen vergessen nicht. Du hast gesagt, du hast getan, du hast gedacht; du hast uns damals mit Wonne gekränkt, du hast es uns so recht von Herzen zu riechen gegeben. Nein, Anna hatte ebensogut ihren Stolz wie Mutter. Sie war jetzt nicht mehr Boddiens Tochter, sondern selber Frau und Mutter, und wer ihren Mann schief ansah oder ihre Kinder nicht für voll nahm, der war erledigt für sie. Genau wie Mutter mußte sie Luft holen vor Streitbarkeit. Hermann sah es mit großen Augen. Beinahe hätte er Pfiffe gepfiffen. (Fortsetzung folgt.)

Alle Tage Kuhwein

Erzählung von Annemarie Hering

Spinat in Bananen zu verwandeln, dieses Meisterstück brachte der Vater zustande. Bananen aßen die Zwillinge vom Säuglingsalter ab mit Leidenschaft, Spinat wurde verweigert oder nur teelöffelweise angenommen und mit Tränen in den Augen. Geheimnisvoll, für Mütter und Kinderärzte unerforschlich ist die Abwehr gegen den „grünen Mus der Lebenssäfte". Nachdem der Zwilling Karl seine Mutti und ihre schöne, bunte Trachtenschürze von oben bis unten mit Spinatpünktchen besprudelt hatte und der Zwilling Ludwig begeistert eine ganze Spinatfontäne in die Luft stieß, sah es die Mutter ein: mit Klabsen und „Schnäbelchen auf, Schnäbelchen zu" war hier nichts mehr zu erreichen. „Wo die Gewalt versagt, erreicht die List ihr Ziel", lächelte der Vater, zog sich in die Sofaecke zurück und konzentrierte sich ernsthaft auf das Thema: Spinat und seine Verwandlung in eine beliebte Form. Am kommenden Spinattage überwachte er ängstlich Muttis Hantierungen in der Küche. Mit dem Löffel wurde getreulich und „nach Modell" der Spinat auf den bunten Kindertellern bananengleich geformt, ein wenig Zitrone über jedem dieser Gebilde abgerieben. So war auch etwas gelb dabei, das machte die Sache zudem noch farbecht. Nun setzte sich auch der Vati noch mit an das Kindertischchen und erzählte herrliche Bananengeschichten, von Negern und riesengroßen Stauden. „Junge Bananen sind so grasgrün wie Spinat", erzählte er und Mutti klopfte das Herz. Sie sah auf die Uhr. Ludwig nahm als erster den Mund voll von der „grünen Banane". Ein wenig erstaunt sah er den lebhaften Vati an. Aber der sang schnell ein Hottentottenlied: „Bom, bom, marrarree . . ." Lachend stopften die kleinen Jungen ihren Spinat hinunter. Die Mutter sah wieder auf die Uhr. Die Teller waren leer, und es waren knapp 20 Minuten vergangen. „Ich wußte nicht, daß du so gut afrikanisch kannst", sagte sie zu ihrem Mann, teils erfreut, aber teils beschämt, daß er es besser verstanden hatte. Die grünen Spinatbananen waren eingeführt und blieben fortan auf der Speisekarte.

Nicht immer sind Vatis zur Stelle mit lustigen Einfällen. Manchmal haben sie auch tatsächlich keine.

„Ich bin sehr unglücklich, mein Kind trinkt keine Milch. Das Mädel schüttelt sich förmlich, wenn ein Glas Milch vor ihr steht. Was soll aus einem Kinde werden, das keine Milch annimmt?" Ja, in einem Kinderfilm war das mal so hübsch und leicht gezeigt, wie der Onkel Doktor im Krankenhaus sich an das Klavier setzt und den „Haferflockenmarsch" spielt, den jedes Kind mitklopfen darf, wenn der Teller leergegessen ist. Und wie rasch waren die Teller blank, wurden umgestülpt und im Takte mit dem Löffel bearbeitet. Manche Mutter im Zuschauerraum wurde skeptisch. Nicht nur wegen der zerbeulten Aluminiumteller, sondern wegen der Methode an sich. „Wenn ich zum Mittagessen das Radio anstelle, dann legt das Kerlchen sofort den Löffel aus der Hand, kriegt Augen wie Weihnachtskugeln und döst glückselig." — „Also zu musikalisch, um im Rhythmus abzulöffeln." — „Na und mein Mädel ist mit dem Ehrgeiz „König" zu werden und nicht „Bettelmann" zu sein, keineswegs zu packen. Im Gegenteil, so klein sie ist, macht sie heimlich Bestechungsversuche, daß der Bruder die verhaßte Milch hinter Mutters Rücken hinterstürzt. Sie bietet Puppen, Stammbuchbildchen, ja, sogar Schokolade dafür." — „Dann ist es allerdings Zeit, Abhilfe zu schaffen." — Großmama, die „Zwölf an der Zahl" großgezogen hatte, gab der Tochter den Rat, zunächst keine Milch mehr aufzudrängen. Dann kam sie eines Tages mit dem Vorschlag, über Wochenend zu Onkel Theodor aufs Land zu fahren. Inzwischen entwarfen Mutter und Großmama einen Plan zur Hilfsmaßnahme. „Liebt sie denn Kühe?" — „Und wie, sie malt am liebsten Kühe und findet sie sogar schöner wie Pferde." — „Dann ist ja alles in Ordnung."

Onkel Theodor hat zu Ehren des Stadtbesuches eine Flasche Wein aus dem Keller geholt, einen spritzigen Mosel. Lottchen durfte den Tisch mitdecken helfen und die wunderbaren hochstiligen Weinkelche vorsichtig der Reihe um auf die Plätze stellen und nannte das alles mit strahlenden Augen: „Dornröschens Hochzeit". Und dann durfte sie zum ersten Male in ihrem Leben die Kühe in ihrem Wohn- und Schlafhaus besuchen. Als der Bruder sagte: „Hier stinkts" gab sie ihm entrüstet einen Schubs. Sie überschüttete die lieben Kühe mit herrlichen Namen und als die Magd ihren Melkschemel zurechtstellte und den blanken Eimer, führte sie Onkel Theodor dicht heran und sagte: „Nun paß mal auf, Lottchen, gleich ist der Eimer voll von schönem, weißen Kuh-Wein. Den trinkt man aus den feinen Gläsern, weil er so weiß und kostbar ist wie Schnee. Man macht auch Schlagsahne aus Kuh-Wein und viele, viele gute Dinge." Die Magd grinste über's volle Gesicht und die Schecke stieß ein mitleidiges „Muh" aus. „Wie schön sie singt", flötete Lottchen entzückt, „und all der viele, feine Kuh-Wein!" — „Willst du mal kosten, Lottchen?" — „Au ja!" — „Dann mußt du erst eins von den feinen Gläsern holen. Eigentlich soll es den Kuh-Wein ja erst nach dem Hasenbraten geben, aber na . . ." Vom Fenster aus blickten Vater, Mutter, Oma und Bubi der kleinen Lotte nach, wie sie vorsichtig, mit beiden Händchen fest umklammert, den gläsernen Kelch über den Hof in den Kuhstall hinübertrug. „Wird es Theodor schaffen?" Natürlich schaffte er es, das haben Onkels und Vatis so an sich. Wieder grinste die Melkerin, aber es half alles nichts: das Weinglas wurde untergehalten! Nun schäumte es über und über von dem weißen, kostbaren Getränk. „Prost Lottchen", sagte der Onkel. Schlückchenweise und mit andächtigen Augen trank sie den lieben Kuh-Wein. Onkel schenkte ihr das Glas. Sie nahm es mit nach Hause in einem kleinen Kästchen. Am Montagmorgen stand auf Lottchens Frühstücksplatz eine Milchflasche aus der Molkerei. Sie sah aus, wie jede andere Milchflasche, aber sie hatte ein goldumrandetes Pappschildchen um den Hals, mit einem blauen Bändchen angebunden: „Guten Morgen, Lottchen, eine ganze Flasche Kuhwein schickt dir Onkel Theodor." Und er schmeckte genau so gut, wie im Stall. Niemals fiel das Wort Milch in den nächsten vierzehn Tagen. Die erste Zeit wurden auch die Schildchen gewechselt. Später verlangte sie schon selbst den Kuhwein vom Onkel Theodor.

„Große Umwege", meinte der Vater, „aber sie brachten ans Ziel", schmunzelte die Mutter, griff nach dem Hauslexikon und blätterte unter „M" nach „Milch, dem tierischen Produkte". Mit erhobener Stimme las sie die Vorzüge des schneeweißen Nahrungsmittel für Kinder ihrem Manne vor und nannte Onkel Theodor und seine Kühe Perlen in der Verwandtschaft.

Kinder in Gefahr!

Von Edmund Hennes

Sehr lehrreich ist die Geschichte eines frischen, sportliebenden Schulmädels, das sich besonders als Schwimmerin hervortat. In seinem ganzen Wesen kameradschaftlich eingestellt, war es in der Klassengemeinschaft und bei seinen Freundinnen beliebt und wegen seiner fröhlichen Art überall gern gesehen. Allmählich setzte aber ein merkwürdiger Umschwung ein. Statt der guten Laune zeigte sich recht häufig Reizbarkeit und Rechthaberei, und aus der übersprudelnden Lebenslust wurde zeitweise Niedergeschlagenheit und Schwäche. Als sogar eine auffallende Abmagerung hinzutrat, fand man den Weg zum Arzt, der eine schwere Ueberlastung des jugendlichen Körpers durch übertriebene Sportleistungen feststellte.

Hätte man das Mädel einem guten Sportverein anvertraut, der seinen Nachwuchs in der richtigen Weise erzieht und auch sonst in jeder Weise auf Disziplin hält, wäre es dann nicht soweit gekommen? Wer einmal von der Rekordsucht befallen ist, dem ist auch dann schwer beizukommen! Das Mädel würde vielleicht genau so gehandelt haben; es hätte jede Gelegenheit gesucht und gefunden, zu trainieren und sich selbst zu überbieten. Zu einer außergewöhnlichen Stunde oder in einer „benachbarten" Schwimmbahn ergeben sich für jemand, der von einem Ziel beherrscht ist, immer wieder neue Möglichkeiten zu Leistungssteigerungen, bis schließlich die letzten Reserven herausgeholt worden sind.

Hier zeigt sich so recht die Unentbehrlichkeit der Familienerziehung. Was Kameradschaft und Schule unter den gegebenen Umständen meist erst dann bemerken, wenn es zu spät ist, das wird in der Familiengemeinschaft viel eher und leichter offenbar. Dem Mutterauge und dem prüfenden Blick des Vaters entgeht keine wesentliche Veränderung des Kindes, weil es sich im Alltag des Familienlebens ungezwungen und ohne „dienstliche Haltung" gibt. Diese Beobachtungsmöglichkeit verpflichtet die Eltern zu besonderer Aufmerksamkeit. Alle Entwicklungsvorgänge im Leben eines Kindes, das Gute und das Schlechte, das Günstige und das Ungünstige geben sich in der Familie wie in einem Spiegel zu erkennen, und Sache der Eltern ist es, sich ohne übereifrige Nachspürerei ein Bild von dem Eigenleben ihres Kindes zu machen. Hierbei werden die Eltern bald erfahren, daß eine gewisse Neigung zum Uebertreiben überhaupt das Tun und Treiben des Kindes bestimmt. Es gehört sozusagen zum guten Recht des Jugendlichen, das Ziel in allen seinen Neigungen sehr weit zu stecken und in der Ausdrucksweise über das übliche Maß hinauszugehen. Das bedeutet nur in seltenen Fällen eine einzudämmende Renommiersucht, es ist vielmehr im allgemeinen die jugendlich-schöpferische Phantasie, die sich je nach Temperament zu erkennen gibt.

Immerhin müssen sich die Eltern darüber klar werden, ob sich nicht eine Gefahr aus einer allzu stark betonten Neigung, sich hervorzutun, entwickeln kann. Denn zu welchen Verstiegenheiten sind nicht Kinder — besonders Jungen — bereit! Da ist keine Mauer zu hoch, um nicht waghalsig überstiegen zu werden, und Kletterpartien an Fassaden und aus Fenstern sind aus geheimnisvollen Gründen besonders beliebt. Hierbei spielt die Gemeinsamkeit des Handelns eine große Rolle. Jungen und Mädel, die für sich allein nicht so leicht zu einem Streich aufgelegt sind, werden von einer Art „Kollektivwahn" erfaßt, sobald sie sich in Gesellschaft gleichalteriger Kumpane befinden. Es geht ihnen wie vielen Erwachsenen, die einen Kreis von Zuhörern, also eine Resonanz, gebrauchen, um aus sich herauszugehen. Eltern haben deshalb kein vollständiges Bild von dem wirklichen Charakter ihres Kindes, wenn sie es nicht auch in Gesellschaft anderer Kinder erlebt haben. Da zeigt manches sonst so stille Kind erstaunliche Eigenschaften als Anstifter und Organisator.

Wie sollen nun die Eltern einer erkannten Gefahr begegnen? Eine kameradschaftliche Aussprache mit dem Kinde kann zum Ziele führen. Aber da Waghalsigkeit und Gefahr ein Gebiet ist, auf dem die Eltern nicht mehr zu Hause sind und auch nicht mehr als Autorität gelten, so fügt das Kind sich nur aus äußerlichen Gründen. Besser ist es, mit dem Freundeskreis des Kindes Fühlung zu nehmen und auf diesem Wege Einwirkung zu suchen. Ein vernünftiges Gespräch mit den Kameraden kann schon vieles Uebertriebene mildern. Hat der eigene Junge Freunde eingeladen, so soll der Vater sich um den Kreis seiner kleinen Gäste kümmern. Nicht indem er die Schar nicht einen Augenblick allein läßt oder sich allzu kameradschaftlich anbiedert. Für das Gewaltsame, das Aufdringlich-Erzieherische haben Kinder ein zu feines Gefühl, um es nicht zu erkennen und sich dagegen zu wehren. Aber wenn der Vater sich zu geeigneter Zeit zu den Kindern gesellt und etwas vorschlägt, das der stets wachen Abenteuerlust der Kinder irgendwie entgegenkommt — und wäre es nur ein gemeinsamer abendlicher Marsch um das nächste Straßenviereck — so wird das anerkannt und mit ehrlicher Begeisterung begrüßt. Kinder sind in ihrer Tatenlust verhältnismäßig leicht zu lenken und im Grunde für jede Anregung, die von Erwachsenen kommt, dankbar. Wenn der Vater ein Soldat oder Turner war und noch ein Kind in ihm steckt, kann er den Marsch zu einem Jungenerlebnis gestalten. Der Vater hat aber nicht nur die Befriedigung, dem Herzen seines Kindes und seiner kleinen Freunde näher gekommen zu sein, er hat auch ein gut Teil Erziehungsarbeit geleistet, das mehr wiegt, als seine theoretischen Ermahnungen.

Unterschätzte Gefahren.

Eine wichtige Aufgabe der Eltern besteht auch darin, Kinder mit den Gefahren bekanntzumachen, die ihm in der häuslichen Umgebung drohen. Hier handelt es sich vor allem um die Erziehung zum richtigen Umgang mit Gas und Elektrizität. Wir unterschätzen die Gefahrenmöglichkeiten, die mit der Stromzuführung und Gasleitung auch heute noch verbunden sind, nur deshalb, weil wir täglich damit umgehen. Es ist im menschlichen Wesen begründet, daß man sich an Gefahrenzustände gewöhnt — wie ja z. B. Fachleute in industriellen Betrieben und Laboratorien sich mit zunehmender Unbekümmertheit und Sorglosigkeit bewegen. Bis eines Tages ein Unglücksfall die Gewißheit der lauernden Gefahren grell beleuchtet.

Es kommt immer wieder vor, daß ein Kind durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit mit dem elektrischen Strom in Berührung kommt. Meist geschieht das Unglück, wenn das Kind allein ist, also unter den ungünstigsten Umständen. Da wird ein Kontakt gänzlich unfachmännisch untersucht oder irgendein mißverstandenes Experiment unter Strombenutzung versucht. Besondere Gefahren drohen in den Räumen, in denen die Feuchtigkeit die Möglichkeit der Stromübertragung begünstigt, also in der Küche und Baderaum. Niemand wende ein, daß hier nur ein unglückliches Zusammentreffen von ungünstigen Umständen ein Opfer fordert und deshalb übertriebene Vorsicht nicht am

Platze sei. Die Tatsache, daß immer wieder einmal ein Menschenleben auf diese Weise ausgelöscht wird, genügt, um die bewußte Bekämpfung einer unangebrachten Sorglosigkeit zu rechtfertigen.

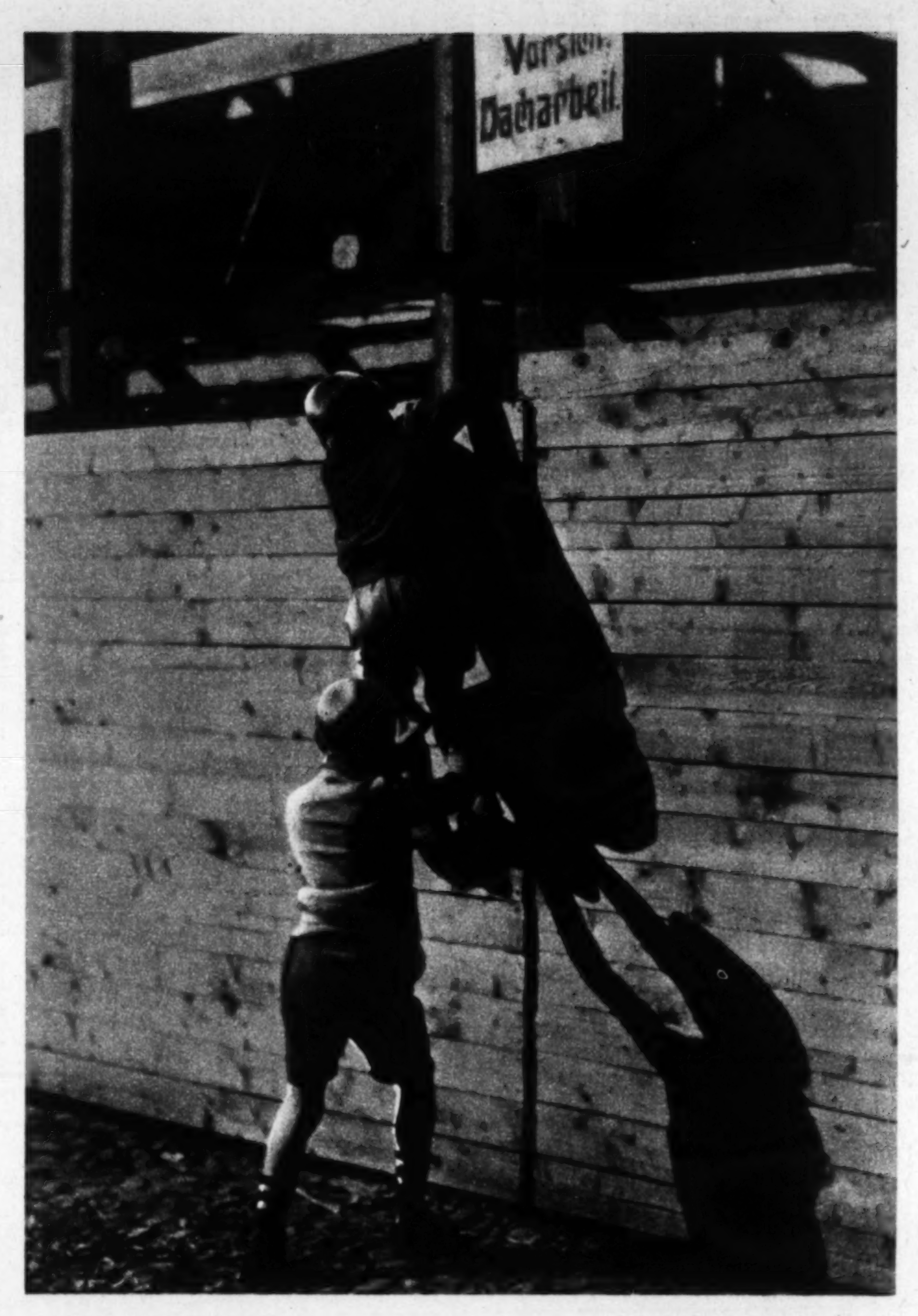
Die Hausordnung.

Unter allen Umständen müssen, den Vorschriften entsprechend, Wiederherstellungsarbeiten und Verlegungen von Zuleitungen nur von Fachhandwerkern ausgeführt werden. Wenn dieser Grundsatz stets befolgt wird, erhält das Kind von vornherein den nötigen Respekt vor der besonderen Eigenart dieser täglich benutzten Einrichtung. Dagegen soll ein heranwachsendes Kind von einem „vernünftigen" Alter an lernen, die ab und zu notwendigen Handgriffe zum Auswechseln von Sicherungen und Glühkörpern sachgemäß auszuführen. Hierbei ergibt sich ungezwungen die Möglichkeit, auf Vorsichtsmaßnahmen hinzuweisen, die zur Selbstverständlichkeit werden müssen, z. B. niemals mit feuchten Händen an solche Arbeiten heranzugehen. Mehr als das mahnende Wort wirkt auch hier das gute Vorbild der Eltern. Aehnliche Vorsichtsmaßnahmen sind gegenüber allem, was mit dem Gas zusammenhängt, geboten. Das Spielen und Hantieren am Gashahn muß mit unnachsichtlicher Härte und Konsequenz bestraft werden. Ob und wann regelmäßig der Haupthahn geschlossen wird, muß eine nach dem Tageslauf des Familienlebens sich ergebende Hausordnung festsetzen; die Hauptsache ist, daß überhaupt eine feste Ordnung besteht und innegehalten wird.

Ein besonderes Kapitel ist der Schutz des Kleinkindes. Hier muß einfach von vornherein mit Unverstand und Unüberlegtheit gerechnet werden, auch wenn der tausendfach bewährte Schutzengel dem Kinde zur Seite steht. Eine erhöhte Gefahrenquelle für das Kleinkind sind die offenen Steckkontakte. Si- müssen unter allen Umständen durch eine Kappe oder einen nicht von Kinderhand abnehmbaren Stöpselverschluß gesichert werden. Sonst besteht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß ein Kind durch Einführen von metallenen Gegenständen den Strom schließt und zu schwerstem Schaden kommt.

Die Straßendisziplin.

Bei der Aufzählung äußerer Gefahren, mit denen unsere Kinder sich auseinandersetzen müssen, dürfen die Verkehrsgefahren nicht fehlen. Erschreckend hoch ist immer noch die Zahl der Kinder, die jährlich dem Straßenverkehr zum Opfer fallen. Aber man darf nicht vergessen, daß in den letzten Jahren der Verkehr außergewöhnlich gestiegen ist. Im Verhältnis zu dieser Erhöhung der Straßengefahren hat auch die Disziplin der Jugend zugenommen; sonst wäre die Zahl der Opfer noch größer. An der Erziehung zur Straßendisziplin hat die HJ. einen wesentlichen Anteil. Mit dem Gemeinschaftssinn und dem kameradschaftlichen Denken eines Pimpfes oder Hitlerjungen ist es nicht vereinbar, gegen die Verkehrsregeln zu sündigen. Man beobachte einmal, wie vorbildlich Hitlerjungen auf verkehrswichtigen Straßen und an Kreuzungen als Fahrer und Fußgänger sich verhalten und wie sie sich gegenseitig erziehen. Es gilt durchaus nicht mehr als forsch, Verkehrssünder zu sein. Dieser grundsätzliche Wechsel in der inneren Haltung ist ein hervorgehender Erziehungserfolg. Wenn trotzdem immer noch Kinder der Straßengefahr unterliegen, so sind hauptsächlich Unkenntnis und Unterschätzung schuld. Hier muß die Erziehungsarbeit der Familie ergänzend einsetzen. Das Vorbild der Eltern wirkt auch hier wieder am überzeugendsten. Wie etwas Selbstverständliches gehen dann die Regeln dem Kinde ein. Es wird es eines Tages nicht mehr als Last empfinden, an einer verkehrsreichen Kreuzung warten zu müssen. Die Großartigkeit des Bildes wird es fesseln, wenn der kleine Lieferwagen, der Rad- und der Kraftfahrer, die komfortable Limousine, der wuchtige Lastwagen und das altbewährte Pferdegespann mit verhaltener Kraft warten, bis der Verkehrsschutzmann das Zeichen zum Weiterfahren gibt. Dieses selbstverständliche Sichbeugen unter das Gemeinschaftsgesetz ist es, wozu die Jugend erzogen werden muß.



So sind die Jungen! Aufnahme: Harry Mayer

Kind und WHW.

Von Hans Att

Wer weiß von uns Erwachsenen viel von dem Einsatz unserer jüngsten Volksgenossen für das große Werk der Selbsthilfe, das unser Führer geschaffen hat, für das **Winterhilfswerk**? In aller Stille vollzieht sich ihr Einsatz, der aber in seiner Gesamtheit so groß und so schön ist, daß wir darauf stolz sein können.

Ein WHW.-Wettbewerb im deutschen Schulfunk, der die jüngsten Helfer des Winterhilfswerks aufforderte, einmal mitzuteilen, wie sie bisher mit ihren kleinen Kräften mitgeholfen haben und sich auch in diesem Jahre besonders für das Winterhilfswerk einsetzen wollen, gab die Möglichkeit, einmal einen Ueberblick und Einblick zu erhalten über die Mitarbeit des Kindes und Jugendlichen am Winterhilfswerk.

Am 30. Oktober übertrug der Reichssender Köln eine Hörfolge „WHW. drei Zauberbuchstaben leuchten wieder über Deutschland", die von acht anderen Reichssendern übernommen wurden.

In dieser Hörfolge, in die der Wettbewerb eingebaut war, erklärten die drei Buchstaben WHW. in kindnaher Weise den kleinen Zuhörern im Elternhaus und in der Schule Wesen und Aufgabe und Ziel des Winterhilfswerks. In lustig-froher Weise schalteten sich die drei großen Helfer des WHW.: Die Sammelbüchse, der Eintopf und das Pfundpaket ein und erzählten dies und das von ihren Erlebnissen und ihrem Vorhaben in diesem Winter und riefen die Kinder zur Mitarbeit auf.

Es war erstaunlich, welches freudige Echo dieser Appell bei den jüngsten Helfern fand, wie begeistert sie den Aufruf in praktische Tat umsetzten.

Aus allen Gauen des Reiches, von der Westgrenze bis nach Schlesien, von der Wasserkante bis hinunter nach Wien, liefen ihre Arbeits- und Leistungsberichte ein, Briefe, Karten, Geschichten und Gedichte, die die Kinder selbst geschrieben hatten. Ein stolzes Bekenntnis unserer Jüngsten zu der Parole:

„**Ein Volk hilft sich selbst**".

In einer Schule in Köln brachten Kinder auf die Sendung hin Kleider, Schuhe, Unterwäsche, Säuglingswäsche, Spielsachen in Fülle.

Die Volksschule Schnappach an der Saar schreibt:

„Als wir den Aufruf des Senders, die drei Zauberbuchstaben WHW. im Rundfunk hörten, haben wir uns sofort mit dem Forstamt St. Ingbert in Verbindung gesetzt, um Eicheln sammeln zu dürfen. Mit frischem Mut gings an die Arbeit. Noch am gleichen Tage zogen wir mit Säckchen hinaus in den Wald. Eifrig wurde gesammelt und gesucht. Wenn vom vielen Bücken auch manchmal der Rücken schmerzte, so verloren wir doch nicht den Mut. So ging das Nachmittag um Nachmittag. Mit vollen Säckchen kamen wir morgens in die Schule. Der Eichelhaufen im Keller wuchs von Tag zu Tag. Als die Eicheln dann abgewogen wurden, da war ein großes Staunen. Ein voller Sack reihte sich neben dem anderen, bis es 30 Zentner und dreißig Pfund waren. Schnell haben wir uns ausgerechnet, daß wir dafür über 120 RM bekommen. Es waren 121,20 RM. Unsere Freude darüber kannte keine Grenzen. Jedes Kind unserer Schule von den 124 hat damit zum Werk unseres lieben Führers 1 RM beigetragen. Morgen übergeben wir das Geld dem WHW."

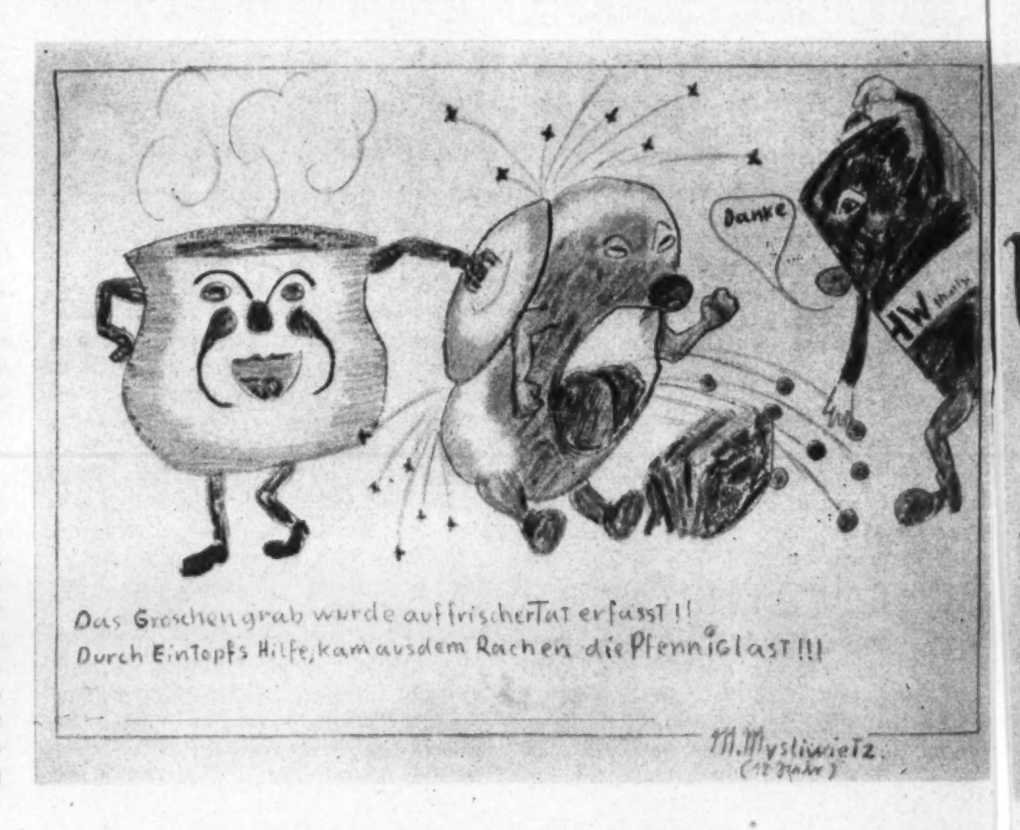
Die Haushaltsklasse D aus der Haushaltsschule Rembrandtstr. in Essen teilt mit:

„Wir haben uns überlegt, eine Säuglingsausstattung zu arbeiten und zwar für ein sudetendeutsches Kind. Um das Geld dafür zusammenzubekommen, haben wir eine Kasse eingerichtet, in die jeder den Betrag von 5 Pfennig einzahlen muß, der kein Kochkleid oder keine weiße Schürze an hat, keine Topflappen bei sich hat, oder sonst etwas bei ihm in Unordnung ist. Doch diese Strafgelder allein würden nicht den großen Betrag, den wir benötigen, einbringen. Also haben wir uns ausgemacht, daß in jeder Kochstunde einige etwas Mehl, Zucker und andere Lebensmittel mitbringen. Davon backen wir dann Kleingebäck, das nach seiner Fertigstellung in kleine Beutel gefüllt wird und dann von uns bei Verwandten und Bekannten zum Verkauf angeboten wird. Der Erlös kommt in die Kasse. Neben der Säuglingsausstattung nähen wir in der Handarbeitsstunde 18 Kopfkissen und 6 Knabenschürzen für die Weihnachtsbescherung der Winterhilfe. Es macht uns allen sehr viel Spaß, etwas zu arbeiten, womit wir armen Volksgenossen eine Freude bereiten können."

Aus Dortmund schreiben Kinder, wie sie Silberpapier, alte Tuben, Korken und Flaschenhülsen sammeln und den Erlös dafür dem Winterhilfswerk einschicken.

Aus Friedland in Mecklenburg teilt eine Klasse mit, daß sie ein WHW.-Spiel vor den Eltern der Schulkinder aufführen will. Das Eintrittsgeld stellt sie dem WHW. zur Verfügung.

So reiht sich eine Mitteilung an die andere, die ein stolzes Zeugnis ablegen



über den Einsatz unserer jüngsten Volksgenossen für das Winterhilfswerk.

In vielfachen Formen, in einer Fülle von originellen Einfällen schrieben die Kinder Geschichten über die drei Zauberbuchstaben WHW. und ihre Helfer: Die Sammelbüchse, den Eintopf und das Pfundpaket. Es seien nur einige dieser Geschichten und Gedichte aus der reichen Fülle herausgegriffen!

Opfert!
Der Führer rief —, mächtig klang das Wort,
Das uns Deutschen allen galt, — in Süd und West, in Ost und Nord.
Opfert!
Und viele Brüder starben — für uns den Freiheitstod.
Und andere litten unsagbar — sie hatten Hunger und Not. —
Das alles sind Opfer!
Sie brachten alles — ihr Leben und Blut —
Für Deutschlands Größe — floß ihr Blut.
Unsagbare Opfer!
Nun sind sie befreit — von der fremden Gewalt.
Viel Hilfe ist nötig — und das sehr bald.
Wir müssen opfern!
Es spende jeder, — so gut er kann.
Ist's auch nur wenig — darauf kommt's nicht an.
Sind es nur Opfer!
Denn — bringt ihr Spenden zum großen Altar,
So bringt sie mit euren Herzen dar!
Bringt Opfer!
Und denkt dann stets an den großen Mann,
Der für sein Volk so viel getan.
Er brachte viele Opfer!
Er brachte uns allen — die Freiheit, das Brot,
Befreite das Land — von großer Not.
Mit vielen Opfern!
Schon ihm zuliebe — gehet hin,
Und bringet Opfer — mit freudigem Sinn.
Opfert!

Ilse Neumann, Essen.

Führerbefiehl — wir folgen!
Es stehen in den Wintertagen
Ueber Großdeutschland drei Zauberbuchstaben:
W H W. —
„Wir Helfen Weiter!" —
Wie in den letzten fünf Jahren,
Als Dank dem Führer für's friedliche Jahr;
Denn ein Wort ist wieder Gebot:
„Ein Volk hilft sich selbst" aus der Not!
Und über den großen Zauberbuchstaben
stehen die Worte golden:
„Führer befiehl, wir folgen."

Reinhold Präger, Opladen, 13 J.

„Das ABC des WHW."
A B C.
Das Hungern tut sehr weh,
Doch das hat nun ein Ende,
Durch uns're Eintopfspende.
W H W
Das Kindlein lief im Schnee,
Es hatte keine Schühlein an,
Da kam der brave Weihnachtsmann,
Er brachte Schuh und Kleider,
Dann ging er wieder —
Leider!

Peter Heinrich, ein sudetendeutscher Junge.

Sprüche.
„Jeder gebe nach seiner Kraft,
Aus viel Wenigem man Großes schafft."
„Am Sonntag ein wirkliches Opfer einschreiben,
Unentwegt beim Eintopf bleiben."

„Viele Buchstaben hat das A B C,
Die schönsten sind aber W H W."

„Gegen Hunger und Kälte zu schlagen die Schlacht,
Haben Führer und Volk mobil gemacht."

„Der Vater opfert den Frühschoppen,
Und ich tue Lumpen und Papier verkloppen."

„Ob Bürger, ob Bauer, ob Arbeitsmann,
Ein jeder gebe, was er kann."

„Bist Du in Not,
Hast nicht mal ein Stückchen Brot,
Dann fasse Mut, verzage nicht,
Das WHW. vergißt Dich nicht."

Spielreim.
1 2 3 4
Erbsensuppe essen wir,
I E A
Der Eintopfmann ist wieder da."

Den stärksten Widerhall fand der Kampf zwischen dem Groschengrab, das alles verderben und das Geld dafür verschlucken will, und der Sammelbüchse 9 999. Diese erzählte in der Hörfolge von dem Kampf mit dem Groschengrab, dem sie auf dem Weg zum Funkhaus begegnet war und das sie mit ihrer Zauberkraft zur Strecke gebracht hatte. Zu dieser Szene in der Hörfolge malten die Kinder die lustigsten Bilder und erfanden dazu die gefährlichsten Abenteuer.

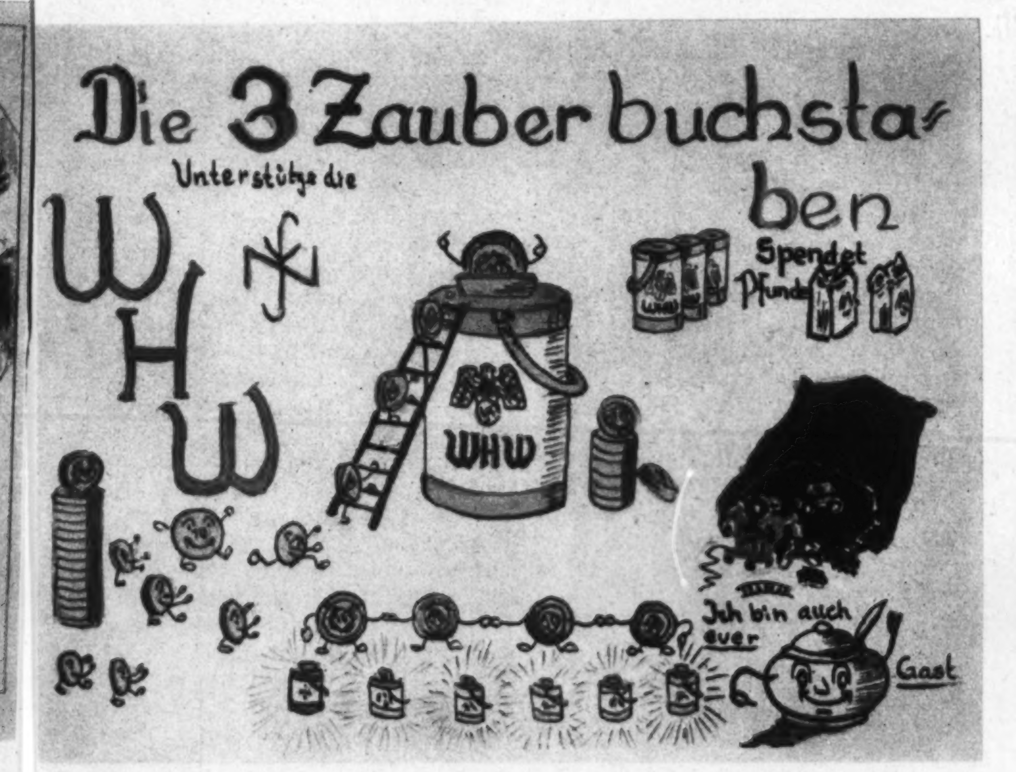
Auch viele Hausfrauen, die die Sendung abhörten, beratschlagten und planten mit ihren Kindern, wie sie den Aufruf des Senders der drei großen Zauberbuchstaben in die Tat umsetzen könnten.

Aus Hamburg schreibt ein Mädchen, wie sie mit der Mutter zusammen die ersten Vorarbeiten für einen WHW.-Abend in der Klasse, die das Mädchen besuchte, durchführten.

Der Abend, an dem die Mädchen kleine Spiele aufführten, Näh- und Bastelarbeiten verlosten, brachte die Summe von 23,50 RM, die dem WHW. zur Verfügung gestellt wurde.

Die Spenden und Opfer, die Briefe, Geschichten und Gedichte, sind ein stolzer Beweis dafür, daß unsere Kinder die Worte des Führers verstanden haben, als er zur Eröffnung des Winterhilfswerks 1938/39 die Worte sprach:

„Ich glaube, wir haben so viel Glück in diesem Jahre erfahren, daß wir alle die Pflicht haben, diesem Glück freiwillig unser Opfer zu bringen."



Der Schweinewärter



Von Dr. Hans Hajek

Mit Aufnahmen von Dr. Hubmann

Das Schwein hat unter unseren Volksgenossen einen recht zwiespältigen Leumund. „Schwein h a b e n" möchte jeder von uns, besonders im neuen Jahr, und deswegen erscheinen die Glücksschweinchen aus Marzipan, Schokolade oder auf der Glückwunschpostkarte jetzt zu vielen Tausenden; ein „Schwein" s e i n will niemand, und wer, z. B. von seiner lieben Mutter nach einer ein bißchen oberflächlichen Waschprozedur so tituliert wird, ist schwer gekränkt. Wenn im Metzgerladen das Schweinefleisch und der Speck knapp ist, dann sind alle Hausfrauen unzufrieden; denn das Schwein erfreut sich gerade in der deutschen Küche seit altersher einer großen Beliebtheit und Wertschätzung. Wenn wir aber von einer „Schweinerei" reden, die nun schnellstens aufzuhören habe, dann meinen wir mit diesem wohl derben, aber unmißverständlichen Ausdruck einen keineswegs schätzenswerten und angenehmen Zustand. Mit e i n e m Worte: das Schwein spielt in unseren Gedanken eine recht merkwürdige Doppelrolle — es ist ein Sinnbild für etwas sehr Leckeres und gleichzeitig ein Symbol für etwas recht Unappetitliches und Dreckiges. Und es ist gar nicht so einfach, daraus schlau zu werden, wie das Tier zu diesem widersprüchigen Rufe kommt. Sicher ist nur, daß das wilde Schwein in Deutschland seit den fernsten Urzeiten gejagt worden ist und daß man seit den Anfängen des Ackerbaus (der Pflugkultur) Schweine als Haustiere bei uns gehalten hat. Der Schweinsbraten war bei uns Deutschen immer ein Festbraten, und Schlachtfest ist in bäuerlichen Gegenden ja noch heute eine, wennschon nicht heilige, so doch feierliche Handlung. Die gegenteilige Auffassung des Schweins als „unreines" und verächtliches Wesen stammt bekanntlich aus semitischen, das heißt bei uns also: aus jüdischen Kreisen. Dazu hat wohl das Wühlen und Sich-Wälzen der wilden wie der zahmen Schweine zu der mißverständlichen Meinung geführt, es handle sich da um ein besonders unsauberes Tier, dem allein im Schmutz und Morast ganz wohl sei. Jeder Schweinezüchter wird diesen Irrtum berichtigen können.

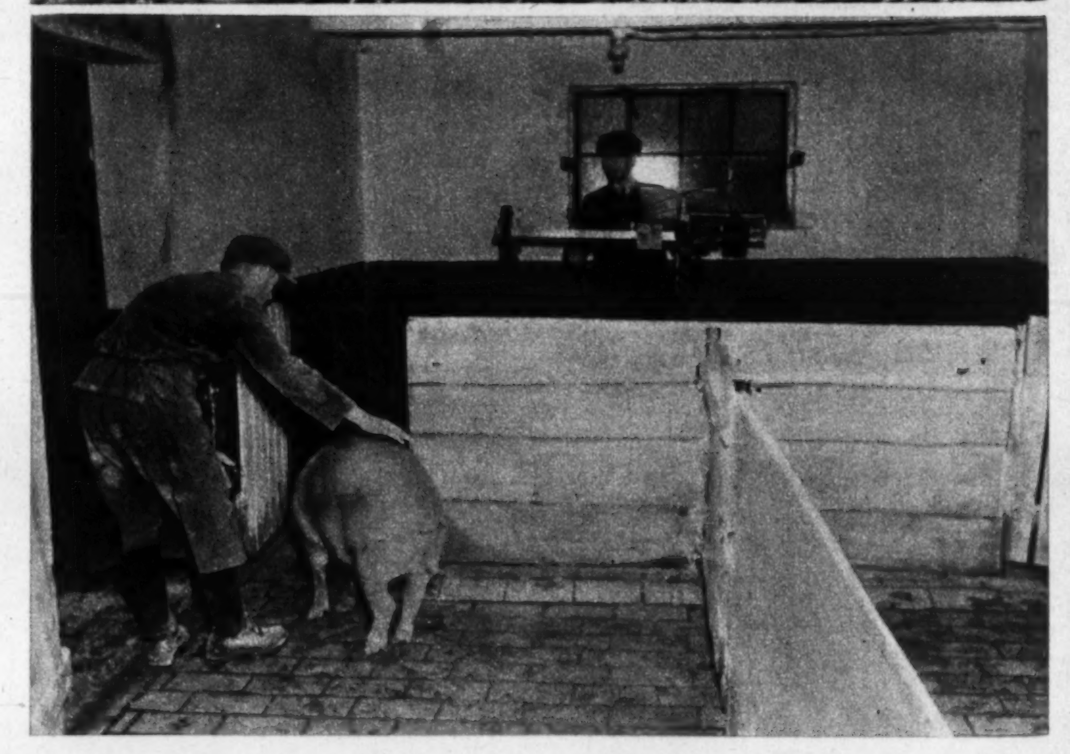
Wer zum ersten Mal in seinem Leben eine moderne Schweinezuchtanstalt betritt, hat demnach etliches umzulernen. Zunächst sieht es in einem gut gehaltenen Schweinestall ganz und gar nicht „wie in einem Schweinestall" aus, es wird vielmehr auf O r d n u n g u n d p e i n l i c h s t e S a u b e r k e i t das allergrößte Gewicht gelegt. Ob die Buchten (die Abteilungen für die einzelnen Schweine oder Schweinefamilien) mit Stroh oder zeitgemäßer mit Torfmull als Streu belegt sind, auf alle Fälle wird jede Bucht täglich sauber gemacht und frisch eingestreut. Immer ist frisches Wasser in der Tränke; das Futter, je nach Betrieb, Alter der Tiere und Zweck (Zucht oder Mast) in verschiedener Weise sachgemäß gemischt, wird im appetitlich rein gehaltenen Trog oder in der Futterrinne dargeboten. Die Tiere werden dazu erzogen, den ganzen Trog richtig auszufressen — Reste werden nach der nächsten Fütterungszeit entfernt, um Erkrankungen zu vermeiden. Sorgfältig wird auf frische Luft und auf genügende Helligkeit geachtet. Die Ordnung, die Ruhe, und eine pünktliche Disziplin fällt überall angenehm auf. Unsaubere Ställe, schlechte Luft, unregelmäßiger und unruhiger Fütterungs-

betrieb machen sich sogleich bemerkbar: nicht allein in den häufiger werdenden Erkrankungen der Schweine, in der Ausbreitung eingeschleppter Epidemien, sondern noch viel mehr und schneller in den nachlassenden oder ausbleibenden Erfolgen von Zucht und Mast. Vor allem die Mast bedarf, wenn sie volkswirtschaftlich richtig durchgeführt werden soll, die ganze Aufmerksamkeit des erfahrenen Schweinewärters oder Schweinemeisters. Wirtschaftliche und biologisch verständige Futtermischung, zweckmäßige Darreichung des Futters und — ruhige, stetige Behandlung der Tiere: nur alle diese drei Voraussetzungen zusammen sichern mit ihrer Erfüllung den Erfolg und machen (neben anderem) „die glückliche Hand im Schweinestall" aus. Es genügt nicht, wenn nur der Betriebsführer weiß, worauf es ankommt, wenn der Schweinewärter aber seine Sache schlecht versteht und nicht in den Stall taugt. Bei meinem Besuche in der Staatlichen Versuchsanstalt für Schweinemast, -haltung und -fütterung in Ruhlsdorf, Kreis Teltow bei Berlin wurde mir unter anderem von einem Musterbetriebe erzählt, in dem der Betriebsführer sein Stallpersonal und den gesamten Viehbestand zu beinahe militärischer Ordnung, Pünktlichkeit und Ruhe erzogen habe; selbst die Fütterung spiele sich dort ohne jegliche Aufregung und ohne alles Gebrüll ab. Die Tiere warten, bis die Reihe an sie kommt, fressen dann ihren Trog sauber aus und legen sich wieder zur Ruhe. — Das klingt, wenn man es so hört, fast komisch und sicher schrecklich pedantisch; die Masterfolge beweisen aber, daß solche peinliche Stalldisziplin sehr handgreifliche und praktische Vorteile hat.

Der künftige Schweinewärter und Schweinemeister wird sich also ernstlich zu fragen haben, ob er die Anlagen mitbringt, ein wirklich leistungsfähiger Mitarbeiter zu werden. Er braucht dazu eine gute Gesundheit und wenigstens mittlere Körperkräfte, wie eben zu jeder landwirtschaftlichen Arbeit. Er muß an Sauberkeit und gewissenhafte Pünktlichkeit gewöhnt sein. Ein ruhiger Mensch ist besser geeignet als ein fahriger und nervöser, dem die Arbeit bei allem Fleiß nicht von der Hand geht. Fast selbstverständlich ist ein Interesse für Tiere und eine tierliebe Haltung — ungeduldige, jähzornige und grobe Charaktere werden so wenig gute Schweinewärter wie sie überhaupt in die Tierzucht gehören. Die Zeiten, da der körperlich unzulänglichste und dümmste Kerl des Betriebs als Knecht in den Schweinestall geschickt wurde, weil er woanders nicht zu gebrauchen war, sind heute ein für alle Mal vorüber; der Tierwärter von heute ist ein Tierpfleger und ein Züchter







— in diesen Funktionen liegt so viel Verantwortung für den Gesamtbetrieb und für die Volkswirtschaft, daß der Schweinewärter genau wie der Melker und der Schäfer mit Recht von einer besonderen Berufsehre, das heißt von dem Selbstbewußtsein einer besonders wichtigen landwirtschaftlichen Aufgabe sprechen darf. Daher hat der Reichsnährstand auch die Ausbildung entsprechend geregelt. Nach Volksschule und Landarbeitslehre hat der junge Mann zwei Jahre als Lehrling bei einem Schweinemeister zu verbringen, der zur Haltung und Unterweisung von Lehrlingen berechtigt ist — Auskunft erteilt die zuständige Landesbauernschaft. Nach Abschluß der Lehre, während der selbstverständlich die Berufsschulpflicht zu erfüllen ist, muß der Lehrling noch einen achtwöchigen Lehrgang an einer Lehr- und Versuchsanstalt für Schweinezucht, Schweinemast und Schweinehaltung durchlaufen, um sein theoretisches Wissen zu erweitern und die Erfahrungen seiner praktischen Lehrzeit abzurunden. Solche Anstalten gibt es in Ruhlsdorf bei Teltow, in Kraftborn (Schlesien), in Ebstorf (Hannover), in Grub (Oberbayern), in Heilsberg (Ostpreußen), in Pillnitz (Sachsen) usw. Im Anschluß an diesen „Grundlehrgang" wird die Gehilfenprüfung abgelegt. Der neue Berufskamerad führt jetzt den Namen eines Schweinewärters oder Schweinefütterers und kann nach einiger weiterer Praxis kleinere Schweineställe (etwa 20 Zuchtsauen) auch schon selbständig übernehmen. Nach einer mindestens sechsjährigen praktischen Tätigkeit als Schweinewärter und einem achtwöchigen Fortbildungslehrgang kann die Schweinemeisterprüfung abgelegt werden, die zur selbstverantwortlichen Leitung auch größerer Zuchten und Mästereien berechtigt. Die Bezeichnungen „Schweinewärter" und „Schweinemeister" sind gesetzlich geschützt und dürfen ohne die vorgeschriebene Lehre und ohne die abgelegten Prüfungen nicht geführt werden.

Der empfindliche Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften, von dem Reichsminister Darré auf dem Reichsbauerntag in Goslar 1938 sehr offen gesprochen hat, hat den Reichsnährstand veranlaßt, auch in den Städten kräftig für die landwirtschaftlichen Berufe zu werben. Dieser Werbung sollte man ganz besonders Erfolg wünschen, da die landwirtschaftlichen Berufe in ihren Anforderungen und in ihrer Ausbildungshöhe durchaus der handwerklichen Ausbildung und der industriellen Lehre gleichstehen. Wer z. B. die wirtschaftliche Bedeutung des Schweinemeister-Berufes richtig einschätzen will, braucht sich nur einmal klarzumachen, daß von der richtigen und sachgemäßen Betreuung unserer deutschen Schweinezucht ein groß Teil unserer Fettversorgung mit abhängt, von dem Anfall an Fleisch, Wurst, Schinken noch ganz abgesehen. Es kommt alles darauf an, unseren Schweinebestand weiter aufzufüllen — er hat bisher noch immer nicht ganz die Höhe von 1914 erreicht. Während man aber früher unbedenklich ausländische Futtermittel in Anspruch nahm, soll und muß die deutsche Schweinehaltung jetzt im Rahmen des Vierjahresplans, aus eigener Scholle ernährt werden. Das bedingt eine bedeutende Umstellung, die ohne fachlich gut ausgebildete Schweinemeister und Schweinewärter überhaupt nicht zu lösen wäre. Nicht durch Zufall arbeiten also die oben genannten Versuchsanstalten, an denen die Fütterungsversuche planmäßig durchgeführt werden, auch an der Ausbildung des Stallpersonals mit. Der wirkliche Fachmann auf dem wichtigen Gebiete der Schweinehaltung ist ja aber nicht nur ein Tier*fütterer*, er ist auch ein bewußter und gebildeter Tier*züchter*; hier liegt der zweite Hauptpunkt der heutigen pflichtmäßigen Ausbildung. Zucht und Fütterung sind aber, wenn sie erfolgreich sein sollen, immer wieder abhängig von der täglichen liebevollen und genauen Beobachtung und der auf ihr aufgebauten verständigen Tier*haltung*. Hierher gehört schon der Bau tierhygienisch einwandfreier und wirtschaftlich angelegter Ställe; die Lehr- und Versuchsanstalten haben da in sorgfältigem Einzelstudium Typen erarbeitet, die jeder Landschaft und jedem Betrieb gerecht werden. Zur vernünftigen Tierhaltung gehört, wie alle Sachverständigen immer wieder betonen, der Weidegang, ohne den die Jung- und Zuchttiere weitaus schlechter gedeihen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, wie wichtig für den Schweinemeister auch in der Ausübung seines Berufs eine tüchtige *Frau* ist. Er kann verhältnismäßig früh heiraten; wenn seine Frau dann mit Lust und Liebe an seiner Arbeit teilnimmt, ihm ganz besonders in der Ferkelaufzucht, vielleicht aber auch bei den notwendigen Schreibereien, der Führung der Zuchtbücher usw. hilft, dann werden beide eine sehr geachtete Stellung im Betrieb einnehmen. Wie den Schweinemeister selbst und seine Gehilfen, suchen die Kreisbauernschaften durch Schulungsabende, kurze Lehrgänge und Verbreitung guter Fachliteratur auch die Frauen mitzuinteressieren, um das große Ziel: eine vorbildliche und erfolgreiche Tierhaltung zu Nutzen der deutschen Volkswirtschaft überall zu erfüllen.





Neue Preisfrage

Wer erkennt dieses Bild? Was stellt es dar?

Die richtigen Antworten werden prämiiert und zwar: 1. Preis 10.— RM, 2. Preis 5.— RM, 3. bis 7. Preis je ein wertvolles Jugendbuch. Schreibt mir die Lösung auf eine — richtig frankierte — Postkarte bis zum **25. Januar 1939** an die **„Kinderwarte“** der **„Reichs-Elternwarte“, Berlin C 2, Wallstraße 17—18.**

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 22/1938

Für die Umstellmöglichkeiten gibt es eine Formel, die ist wirklich kinderleicht. Paßt einmal genau auf: 1 × 2 × 3 × 4 × 5 = 120. Wer es nicht glaubt, mache es so, wie viele von euch es gemacht haben; die haben mit alle Möglichkeiten aufgeschrieben. War das eine Arbeit, gelt? Und dabei hättet ihr es viel leichter haben können. Also nächstes Mal in der Rechenstunde besser aufgepaßt. Es ist wirklich ein Glück, daß ich euch nicht dreizehn Bücher genannt habe. Da hättet ihr Tag und Nacht ohne Pause 11 850 Jahre arbeiten müssen, wenn ihr alle Umstellmöglichkeiten praktisch hättet herausknobeln wollen. Es sind nämlich 6 227 020 800 Möglichkeiten. Wer auch dieses nicht glaubt, der rechne nach: 1 × 2 × 3 × 4 × 5 × 6 × 7 × 8 × 9 × 10 × 11 × 12 × 13. Erfreulicherweise aber sind auch diesmal wieder weit mehr richtige Lösungen eingegangen, wie ich Preise zu vergeben habe. Darum hat das Los sich als Preisrichter betätigt. Ich nenne euch nun die Namen der Glücklichen: **Gottfried Gaensler** in **Metzingen** bekam den **ersten Preis** in Höhe von **10 RM., Brigitte Keitel** in **Frankfurt a. d. Oder** den **zweiten Preis** in Höhe von **5 RM.** Je ein wertvolles **Jugendbuch** erhielten: **Hans Starke** in **Kalbe a. d. Saale, Hildegard Aeckerle** in **Stuttgart, Gerhard Linke** in **Stendal, Hildegard Fiedler** in **Bln.-Niederschönhausen, Paul Posenau** in **Kottbus.** Allen fleißigen Rätselknackern herzlichen Dank.

F r i t z.



Das Eisen im Schnee

Von O t t o K l e i n

Im Westen lohen die Flammen der scheidenden Sonne. Lange blaue Baumschatten liegen quer über den Weg, und fahlgelb strahlen die Schneefelder am Bergeshang. Grün und kalt steht der Himmel gegen Osten. Aus dem Dunkel des verschneiten Bergwaldes kriecht knarrend der Langholzwagen. Die Pferde schnauben und keuchen. Weiße Flocken schäumen aus den bereiften Mäulern, weiße Hauchwolken fahren stoßweis aus den dampfenden Nüstern und legen sich als weiße Reifdecke auf Bug und Flanken. Hart knirscht der Schnee, und die Räder sicheln.

Eine kurze Rast, indes die Bremsen gelockert werden, dann kriecht die schwere Fracht dem Dorfe zu.

Fernes Radkreischen — ein verlorener Peitschenknall erstirbt. Am Rand der manneshohen Fichtenschonung schiebt sich ein dunkler Schatten entlang, langsam — bedächtig, den Windfang am Boden, schnürt auf verkrustetem Fährtengewirre.

Die Treibjagd gestern ist für ihn mager gewesen. Im Felde findet er wohl viele leere Sassen, doch nicht das, was er sucht, zwar viel Schweiß, auch Wolle mit Schweißgerinsel, doch nirgends den laufkranken oder angeflickten Lampe.

Entweder sind die Hasen flinker geworden oder die Jäger besser. Die erfolglose Suche hat ihn verdrießlich gemacht, und der Hunger quält und treibt ihn schneller vorwärts.

Kaum drei Gänge vor ihm fährt plötzlich der Fasanenhahn hoch und gockelt über die jungen Fichten dahin nach den Schlafbäumen.

Mit dummem Gesicht äugt er ihm nach. Schade!

Bei den Schlehenbüschen kriecht er unter die niedere Wegbrücke — vielleicht — doch auch da ist nichts.

Ins Dorf hat er sich bisher noch nicht gewagt; denn seitdem er im letzten Winter dort den Knüppeln und Hunden noch glücklich entgangen, zieht es ihn nicht mehr dahin trotz Gänsegeschnatter und Hühnergeschrei, und bisher gab es in dem noch milden Winter genug Mäuse, mehr als er brauchte. Doch seitdem der Frost gekommen, ist auch das vorbei. Zwei Nächte hat er gemäuselt in dem steinharten Boden und fand nichts als nachher die frischen Fährten der Jäger, die ihn gesucht. Da ist er vorsichtiger geworden.

So schnürt er hinein in das Unterholz, wo sonst die Kaninchen ihr Spiel trieben. Höhlen genug unter Wurzelwerk und alten Stocken, doch nirgends Witterung, so eifrig er auch schnuppert und in die Röhren windet, nirgends ein befahrener Bau.

Mißmutig zieht er schleifend durch das bereifte Gras, trollt dann eine Weile auf der frischen Fährte des Altrehes bis hinüber zum Bach und stöbert in Rohr und Schilf des vereisten Tümpels. Umsonst.

Die Wasserratten sind schon vor dem Froste tiefer gegangen und die Wildenten längst talab gewandert, dahin, wo noch offene Wasserläufe im vereisten Flußbett rinnen.

Eine verluderte Krähe kommt ihm vor die Läufe; doch ihre Gefährten haben für ihn die Arbeit schon besorgt. Ein paar Knöchlein findet er noch, knackt sie und würgt sie hinunter und ein paar Federn hinterher. Der Futterstelle der Rehe schnürt er nun zu. Der Sprung Rehe, der dort gemächlich äst, wird unruhig — steht wie erstarrt — dann schwindet er in hohen Fluchten hinein in die Dickung. Eine alte Ricke schmält — Häher kreischen auf — in der Ferne bellt hell und zornig ein junger Bock. Neugierig zieht Reinecke der Fütterung zu. Jede Fährte wittert er ab. Alle sind gesund.

Ob er doch nach dem Dorfe zieht? Erst einmal hinüber nach der Dickung, in ihrem Schutz weiter, denn der Mond ist hinter dem Berge aufgegangen, und das Feld liegt taghell.

Da, als er an das Ende der Dickung gekommen, dringt ihm eine Witterung in die Nase, so verlockend, daß er verhofft. Er sichert lange.

Gerade so war der Duft gewesen im Vorjahre draußen auf dem Acker, wo die vielen Dunghaufen lagen. Mit glühenden Lichtern und steiler Rute war er der Witterung nachgeschnürt, und als er auf den ersten Dunggeschürt, und als er auf den ersten Dunghaufen stieß, fand er die vielen Heringsköpfe und Gräten. Gerade als er im ersten Schlingen gewesen, zerriß ein Donnerschlag die stille Winternacht.

In weiten Fluchten hatte er den Wald gewonnen. Mit heilem Balg und gesunden Läufen war er der List des Jägers, der auf seinem Stock hinter einem Haufen gesessen und den Schuß in den Druck gejagt hatte, entronnen. Deshalb sichert er jetzt lange und windet nach allen Seiten. Doch heute riecht's nicht nach Mensch, und in der stillen Nacht hört er im Holze jeden knackenden Ast und jeden Jägerstiefel.

Den Windfang dicht am Boden, folgt er langgestreckt der Witterung, immer wieder verhoffend, zieht hinter der verlockenden Fährte durchs Holz kreuz und quer.

Jetzt wird sie stärker, verliert sich. Er zieht im Kreise, da hat er sie wieder, noch stärker und lockender. Die Nasenflügel zittern, und die Lefzen geifern. Er kühlt die Lecke am körnigen Schnee, mehrt so die Begierde. Er dehnt die Gehöre. Da knickt es im Holze. Eng liegt er am Stamm unter niederhängender, deckender Fichte, sprungbereit zur Flucht.

Doch die alte Fähe vom Sommerberg ist es, die eilig an ihm vorbeischnürt, den Windfang am Boden. Auch sie wittert den Fraß.

Soll er ihr die Beute streitig machen? Soll er sie ihr lassen? Er denkt noch der Nächte im Hornung vergangenen Jahres, da er sie hetzte durch Busch und Dickung, bis ihn der starke Rüde weggebissen. Doch Hunger verscheucht die edelste Regung.



Er spannt die Keulen, und in schnellem Trollen rennt er ihr nach ohne Sicherung, in Gier und Haß gewinnt er die Lichtung.

Mit gesträubtem Rückenhaar steht sie am duftenden Luder, den Fisch in scharfer Lauge, und weist ihm die bleckenden Zähne. Sie geifert und giert. Er knurrt und duckt sich zum Sprunge, und blitzschnell fällt er sie an, daß sie vom Luder hinwegfliegt in den stiebenden Schnee. Ein wirrer Knäuel verbissener Körper wälzt sich keuchend und fauchend im Schnee. Da flüchtet die Fähe mit eingeklemmter Rute im weiten Bogen zum Holze. Doch er mit greifender Lecke fährt nach der Beute.

Ein scharfes Knacken, ein Schlag der federnden Bügel, und scharfes Gezähn schnellt ein in die Kehle und schnürt sie in wildquälende schmerzende Enge. Er zerrt und zieht, umsonst, fest sitzt der Anker im Grunde des Ackers.

Die Läufe zerfetzen den Boden, und wild peitscht die schlagende Lunte den Schnee.

Die Lichter quellen aus den Höhlen. Und je mehr er zerrt und reißt, schneiden die Zähne und beißen sich fest in den schneeweißen Hals.

Und als der Mond über den Hochwald steigt, liegt Reinecke stocksteif mit verglasten Sehern, die Lecke verbissen zwischen den scharfen Zähnen.

Ein kleines Reh sucht einen Freund ...



Einer unserer liebsten Freunde der Waldtiere ist das Reh.

Wie freuen wir uns, wenn wir auf einer Wanderung oder, wenn wir in Sommerferien sind, einmal dieses flinke, scheue Tierlein sehen mit seinen treuen Augen, dem schlanken, feinen Körper. Weil wir es alle so gern haben, und besonders die Kinder, wird auch in den schönen Märchen soviel vom Rehlein erzählt. Ihr kennt doch sicher das Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen, wie das Brüderchen in ein Reh verzaubert wurde, als es aus einem Brünnlein trank, das die böse Hexe verwünscht hatte. Wer von euch das Märchen noch nicht gelesen hat, muß es jetzt an den langen Winterabenden aber einmal lesen. Schöner ist es noch, wenn die Mutter das Märchen erzählt. Das Rehlein, das ihr hier auf dem Bilde seht, ist aber gar nicht scheu und ängstlich. Es sucht sogar einen guten Menschen, der es mitnimmt.

Ja, wo können wir denn nun dieses Rehlein finden? Es kommt zu euch in die Städte und Dörfer, wenn die Februar-Abzeichen des Winterhilfswerkes verkauft werden; denn als Februar-Abzeichen werden zehn kleine Tiere verkauft, kleine Katzen, Hunde, Enten, Eichhörnchen, sogar ein Elefant und auch unser Rehlein. Es hat sogar Augen aus leuchtenden Edelsteinen.

Wenn es zu euch kommt und euch mit seinen leuchtenden Augen anschaut, ich glaube, dann braucht es nicht lange auf einen guten Freund zu warten. Wer zwei Groschenstücke in die WHW.-Sammelbüchse wirft, darf es mitnehmen.

Wir freuen uns alle auf dieses kleine Rehlein und wollen ihm ganz gut sein. Spart schon jetzt die 20 Pfg., damit ihr es auch mitnehmen könnt, denn ich glaube, das kleine Rehlein wird an den Sammeltagen viele Freunde finden.

Hans Alt.

Lachen und Raten

Waldemar war jahrelang im Ausland gewesen. Magdalena wartete zu Hause auf seine Rückkehr.

Eines Tages kam Nachricht von Waldemar: „Ich komme in Kürze, Magdalena!“ „Du wirst enttäuscht sein“, antwortete Magdalena, „ich bin in den Jahren alt und faltig geworden, meine Haare sind grau, und ich habe keinen Zahn mehr im Munde!“

Waldemar kam. Er sah Magdalena und sagte: „Du hast mir geschrieben, du wärest alt und grau geworden, das stimmt leider. Du hast mir auch geschrieben, du hättest keinen Zahn mehr im Munde. Ich sehe aber, du hast ja noch einen Zahn!“ Da errötete Magdalena und sagte: „Das ist meine Ueberraschung für dich, Waldemar!“

*

Tante Gudula ist bei Müller zu Besuch. Das kleine Peterchen geht mit seinem Spielgewehr auf der Schulter immer im Kreise um sie herum.

Tante: „Sag' ens, Pitterche, woröm marschierste dann de ganze Zick ald esu öm mich eröm?“

Peterchen: „Ich dun dich bewaache, Tant, weil der Vatter gesaht hät, do künnst uns gestolle wäde.“

*

Trudchen sieht sich mit besonderem Interesse die Beine der Hühner an, die Kennringe tragen, und fragt: „Sag, Mutti, die Hühner mit den Ringen um die Beine, die sind doch verheiratet, gell?“

*

Tochter: „Es war brutal von dir, Papa, Gustav, als er um mich anhielt, einen Fußtritt zu geben! Es hat ihm das Herz gebrochen!“

Vater: „Wie konnte ich wissen, daß da sein Herz ist?“

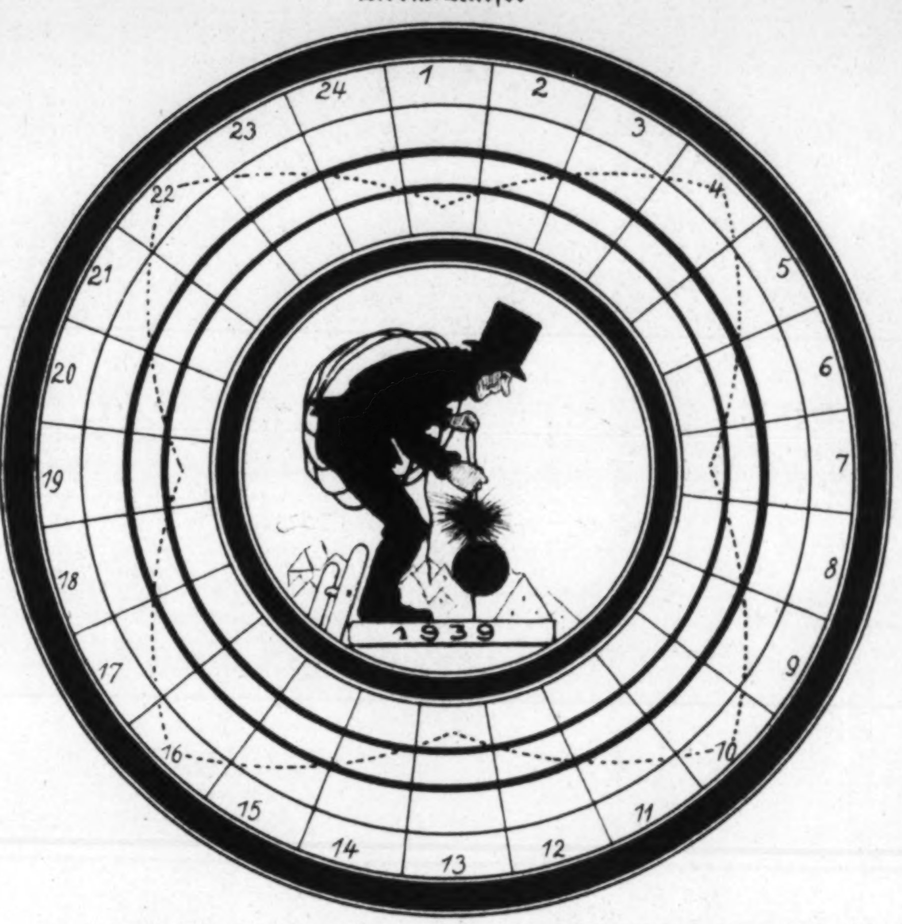
*

Der Onkel schenkt seinem Neffen eine Uhr mit den Worten: „Hier, mein Junge, hast du eine besonders wertvolle Uhr. Die geht drei Tage, ohne daß du sie aufziehst!“ Darauf antwortet der Neffe: „Und wenn ich sie nun aufziehe, wie lange geht sie dann?“

*

Wir pflücken Wiesenblumen, und Roswithchen hat heute zum ersten Mal ein Vergißmeinnicht kennen und bezeichnen gelernt. Auf dem Rückweg kommen wir wieder an der blauschimmernden Stelle am Bach vorbei, da zeigt Roswithchen schon von weitem und ruft: „Sieh doch nur, Mutti, die vielen Denkmaldranchen.“

Kreis-Rätsel



In die Kreisfelder sind von außen nach innen vierbuchstabige Wörter einzutragen. Die Wörter bedeuten: 1. kleine Bucht an der Ostsee, 2. alkoholisches Getränk, 3. Mädchenname, 4. ehemals Titel für Staatsoberhaupt, 5. altes Längenmaß, 6. Mehrzeichen, 7. Tiere, 8. Teil des Hauses, 9. Dachöffnung, 10. oberbayrischer Badeort, 11. Staat der Ver. St. von Amerika, 12. Vorsegel, 13. Teil des Fußes, 14. Zahl, 15. Mädchenname, 16. deutscher Philosoph, 17. weiblicher Vorname, 18. Stadt in Oberägypten, 19. kleines Gartenland, 20. gekünstelte Haltung, 21. enge Schlafstelle, 22. Fluß in Ostfrankreich, 23. deutscher Schriftsteller, † 1912, 24. Blasinstrument. — Die Buchstaben auf der Punktierten ergeben: 1—4 junger Mensch, 7—4 altdeutscher Ausdruck für freundliche Gnade, 10—7 Gewebe, 13—10 Gegensatz von „ohne Fälschung“, 16—13 Futterpflanze, 16—19 männlicher Vorname, 22—19 Fruchtsaft, 22—1 Zahlungsmittel. (ch, ck sind je 2 Buchstaben, ö = 1 Buchstabe, ä = ae.)

Bei richtiger Lösung ergeben die dritten Buchstaben der Wörter von 1—24, was wir unseren verehrten Lesern zum Jahreswechsel wünschen.

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — ak — ball — bis — chen — chiem — de — do — drill — e — ein — el — fel — ha — i — i — ins — juet — keits — la — land — land — lei — lin — lo — lug — ma — mar — me — mi — ne — ne — ni — ra — re — ren — sa — schau — schi — see — ser — spei — tä — ten — ter — tern — teu — tig — ur — was — wort — xer — zie

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben ein Wort von Hanns Johst ergeben. (ch = 1 Buchstabe, ß = ss, ü = ue.)

Wortbedeutung: 1. afrikanischer Storchvogel, 2. bayerischer See, 3. Kampfspiel, 4. weiblicher Vorname, 5. Wartturm, 6. amtliche Totenbesichtigung, 7. Bergmassive in Südtirol, 8. Farbengrundstoff, 9. Pilz, 10. größte Wüste der Erde, 11. Landesteil Dänemarks, 12. Schauspiel, 13. landwirtschaftliche Maschine, 14. militärisches Ueben, 15. Fruchtmus, 16. Vorfahren, 17. Wortart.

Rätsel-Auflösung aus Heft 26

Spruchrätsel. 1. Amboß, 2. Sarg, 3. Grenoble, 4. Ekuador, 5. Regime, 6. Edam, 7. Münster, 8. Reseda, 9. Albers, 10. Sweater, 11. Riff, 12. Fohlen, 13. Nagler, 14. Recht, 15. Tisch, 16. Christmas, 17. Saline, 18. Eins. — Morgen kommt der Weihnachtsmann . . .

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin C 2, Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Kupfertiefdruck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin C 2, Wallstraße 17/18



Aufnahme: Brüder Wagner